

Kirchendokumentation Reformierte Kirche Schöffland



Sekretariat

Reformierte Kirche Schöffland | Bahnhofstrasse 1 | 5040 Schöffland | 062 721 65 85
sekretariat@kirche-schoeftland.ch | www.kirche-schoeftland.ch

Artikel von Pfrn. Dörte Gebhard – erschienen in Gemeindeseiten ab Mai 2019



Sieben Glocken

Fünf von ihnen sind im Turm der Reformierten Kirche im Dienst, zwei sind schon seit langem «pensioniert». Alle sieben Glocken werden nachfolgend vorgestellt.

Beginnen wir mit der ältesten und kleinsten Glocke.
Sie wiegt nur 220 kg und ist 72,5 cm hoch.



Sie tat ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ihren Dienst im Kirchtürmchen aus dem 10./11. Jahrhundert, das bis zum Turmneubau 1516 bestand.



Die Gebrauchsspuren sind unübersehbar, der Hammer mit seinen Schlägen hat an mehreren Stellen tiefe Furchen hinterlassen.



Sie trägt die lateinische Inschrift: «O König der Herrlichkeit, Christus, komm mit Frieden». Die Glocke ist verstummt, aber die Bitte um Frieden bleibend aktuell.

Ganz nahe bei ihrem **alten Wirkungsort**, unten am Fusse des Kirchturms, steht die **imposante Glocke von 1506, die bis 1932 läutete**. Insgesamt viermal sollte **man das Schwergewicht (1100 kg) umrunden**.

Ganz oben, am Hals, steht – allerdings in damaligem Deutsch: *osanna heis ich in der er maria ward ich die gmeind zuo schoeftlen stiftet mich hans rudolf gowenstein von basel gos mich*

Im heutigen Deutsch: *Hosanna heisse ich, zur Ehre Marias wurde ich (gemacht), die Gemeinde Schöftland stiftete mich, Hans Gauenstein von Basel goss mich.*

Unmittelbar darunter findet man die lateinische Inschrift: *O REX GLORIE CHRISTE VENI NOBIS CUM PACE ANNO MCCCCCVI IAR.*

Übersetzt: *O König der Herrlichkeit, Christus, komm zu uns mit Frieden 1506. Jahr.*

Bei der dritten Runde trifft man, leicht verwittert, vier Personen der Heilsgeschichte:



Maria mit Jesus



Petrus mit Schlüssel



Paulus mit Schwert



Christus mit der
Weltkugel in der Hand

Schliesslich viertens und ganz unten am Rand steht in gotischen Minuskeln:
Deum colo festa decoro sidera frango defunctos deplango, vivos appello patriam defend inimicos expello mccccvi iar.

Auf deutsch: *Gott ehre ich, die Feste ziere ich, die Stürme breche ich, die Toten beklage ich, die Lebenden rufe ich, das Vaterland verteidige ich, die Feinde treibe ich hinaus 1506. Jahr.*

Wie sie wohl klang? Frauen und Männer, die seit mehr als 87 Jahren in Schöffland leben, erinnern sich vielleicht noch daran.

1921 hatte man die Kirche innen renoviert und auch eine **elektrische Läutemaschine** angeschafft. Aber das Geläut war so in die Jahre gekommen, **dass man samt Dachstock alles auswechseln musste**, wollte – und konnte. **Im November 1931 wurden die fünf heutigen Glocken** in der **Giesserei Rüetschi in Aarau gegossen**. **Eingeweiht wurden sie, blumenbekränzt, auf Pferdewagen gezogen** und unter grosser Anteilnahme der Dorfbevölkerung am **Palmsonntag, am 20. März 1932**. **Damals lag offensichtlich Schnee**, aber kaum jemand liess sich wohl dieses einzigartige Ereignis entgehen.



Herzlich danke ich Susanne Haus für das Auftun der alten Fotoalben!

1932 war übrigens ein Jahr der Einweihungen bei uns. Ausser den reformierten Glocken wurden auch die EMK-Kapelle in Bottenwil und die erste Katholische Kirche in Schöffland fertiggestellt.

Mit dem folgenden YouTube Link kann man das Geläute jederzeit genießen, ohne einen Sonntag oder die nächste Trauung abzuwarten: <https://youtu.be/5lYy-roQun8>.



Die **grösste Glocke** mit dem tiefsten Ton, die derzeit geläutet wird, heisst **Christusglocke**. Am unteren Rand ist der Vermerk eingraviert, dass sie „die bisherige grosse Glocke vom Jahre 1506 ersetzt und die gleiche Inschrift trägt“. **Steigt man auf den Turm, sieht man zuerst das Schöffler Wappen; rund-**

herum schmücken die fünf weiteren Wappen der damals dazugehörenden Gemeinden die Glocke: von **Muhen** (selbständige Gemeinde erst seit 1948), **Holziken, Hirschthal, Staffelbach** und von **Bottenwil**.

Nicht umsonst haben wir einen stabil gebauten Kirchturm, **die Glocke wiegt immerhin fast dreieinhalb Tonnen**. Es erklingt der Ton B.

Die Inschrift ganz oben lautet also: O REX GLORIAE CHRISTE VENI NOBIS CUM PACE. Diese Bitte «O König der Herrlichkeit, Christus, komm zu uns mit Frieden» ertönt also in Schöffland seit ungefähr **700 Jahren**.

Die **Glocke läutet einzeln wochentags um 20 Uhr** und am **Sonntagmorgen um 8 Uhr als Gottesdienstvoranzeige**. Mit unseren anderen Glocken erklingt Ihr B-Ton am **Vorabend von Sonn- und Feiertagen um 19 Uhr, beim Einläuten des Gottesdienstes am Sonntag ab 9.15 Uhr, bei der Abdankung eines Erwachsenen und beim Aus- und Einläuten an Silvester und Neujahr**.

Die zweite Glocke auf den Ton ‚des‘ ist unsere Totenglocke. Sie wird bei der **Bekanntmachung eines Todesfalles** und bei **Trauerfeiern geläutet** und **natürlich, wenn alle Glocken gleichzeitig im Einsatz sind: am Samstagabend, am Sonntagmorgen, zum Jahreswechsel**.

Ihre Inschrift lautet: *Dominus miserere nobis – Herr, erbarme dich unser!*

Die Bilder zeigen **Christus**, der eine trauernde Frau tröstet und der als Sämann den Samen zur Auferstehung in den Boden legt (vgl. 1. Kor 15). Ausserdem **trägt sie ein Kreuz und die Jahreszahl 1932**.

Sehr interessant ist der **obere Kranz an der zwei Tonnen schweren Glocke**. Zu sehen sind ein geflügelter Mensch (kein Engel!) als Symbol für den Evangelisten Matthäus, der wie über einen Menschen zu schreiben beginnt: „*Buch der Abstammung Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams*“. Dann folgt ein geflügelter Löwe als Symbol für Markus, bei dem die Stimme eines brüllenden Löwen in der Wüste hörbar wird: (nach Jesaja 40). Der geflügelte Stier ist an dritter Stelle das Erkennungszeichen von Lukas, in dessen Weihnachtsgeschichte ein solches Tier vorkommt. Das vierte Flügelwesen ist ein Adler; er wird seit dem 4. Jahrhundert dem Evangelisten Johannes zugeordnet. Alle vier haben ein Buch, ihr Evangelium in ihren Klauen, Pfoten, Händen. Das Foto entstand 1932, bevor die fünf Glocken in den Turm hinaufgezogen wurden.



Die dritte Glocke im Turm ist unsere Gebetsglocke. Mit 1450 kg Gewicht ertönt der Ton «es».

Wer werktags um 11.00 Uhr achtgibt, hört sie einzeln zum Mittagsgeläut – dann kann es Zeit sein für ein kurzes Zwischendurchgebet. Sonntags tönt sie zum Ausläuten des Gottesdienstes und beim Einläuten einer Hochzeit ist sie auch dabei.



Die beiden umlaufenden Inschriften im oberen Teil lauten:

«Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.»

«Gebet am Anfang und am Ende segnet die Arbeit der Hände.»

Christus, der gute Hirte, ist mit seinen Schafen abgebildet und ausserdem eine Familie, die betend um den Mittagstisch steht.

«**Mutterglocke**» wird üblicherweise jene Urglocke genannt, aus der in der Giesserei die Sandform zum Guss für die herzustellende Glocke gefertigt wird. Im Schöttler Kirchturm haben wir eine andere «Mutterglocke», die den Namen wegen ihrer Widmung trägt:

*Glocke der Mutter bin ich genannt,
ihr zur Ehre läut ich ins Land.
Mutterlieb und Mutterleid
führt die Welt zur Seligkeit.*

Unsere Glocke erklingt übrigens für alle Mütter, nicht nur für die Mutter Gottes, Maria. Sie ist auf den Ton «ges» gestimmt und wiegt ca. 850 kg.

Engel und Herzen zieren den oberen Kranz, drei Bilder zeigen Christus mit zwei Kindern auf den Seiten und je eine Mutter, die ihr Kind auf dem Arm trägt oder gerade das Gehen lehrt.

Die Mutterglocke erklingt, wenn alle Glocken läuten und einzeln beim Vesperläuten um 16 Uhr, ausserdem bei Trauungen und bei Trauerfeiern für Erwachsene.



Die fünfte Glocke im Turm ist unsere Arbeitsglocke. Sie ist auf den Ton «b» gestimmt und nimmt es ziemlich leicht, sie wiegt nur 440 kg. Sie ist für eine Glocke fast ein «Fliegengewicht».

Auch sonst gibt sich diese Glocke sehr bescheiden:

Als Glocke der Arbeit klinge ich mit, weil's ohne mich kein Leben gibt.

Sie klingt auch verhältnismässig selten mit: beim Einläuten des Gottesdienstes, zu Silvester und Neujahr und bemerkenswerterweise bei Hochzeiten. Einzeln ist sie nie zu hören. Aber es ist ja auch nicht ratsam, nur zu arbeiten!

Gezeigt wird ein Mensch, der umgräbt, pflanzt und erntet. Im oberen Band sind die Früchte rührigen Tuns zu erkennen: Weizen und Trauben. Diese und alle unsere Glocken im Dienst sind künstlerisch gestaltet von Wilhelm Faes-Théodor aus Schöffland, der im nächsten Gemeindebrief näher vorgestellt wird.





Aufzug Palmsonntag 1932

Im Aargauer Tagblatt vom 3. März 1932 war zu lesen: «Die fünf Glocken tragen außer den Inschriften einen äußerst gediegenen wertvollen Schmuck von Ornamenten bester Wirkung, deren künstlerische Ausführung dem Schöftländer Bildhauer Fäs zu verdanken ist, dessen Atelier in Schöftland ja auch bekannt ist durch materialschöne, formvollendete Möbelkunst.»

Damals muss ziemlich zügig gearbeitet worden sein, erst am 18. Januar 1932 stellte Wilhelm Faes seine Ornamente für die Glocken III bis V in der Glockengiesserei Rüetschi in Aarau vor, anfangs März wurden die Glocken schon gegossen.

Wilhelm Fäs wurde von einer Dienstmagd auf dem Bauernhof der Familie Rodel in Staffelbach geboren. Sein Vater war Knecht auf demselben Hofe. Die damaligen Meistersleute verboten aber den Dienstboten, einander zu heiraten. So blieb die Geburt Wilhelms illegitim. Scherzend sagte er einmal, auch Leonardo da Vinci sei der Sohn einer ledigen Mutter gewesen. Wilhelm war ein kräftiger Bursche und bald einmal wurde seine besondere Begabung für das Holzschneiden entdeckt. So konnte er in Brienz (BE) in die Schnitzerschule eintreten. Den Weg dorthin und heimwärts legte er nicht nur zu Fuss zurück, sondern auch auf dem kürzesten und schönsten Weg, über den Napf.

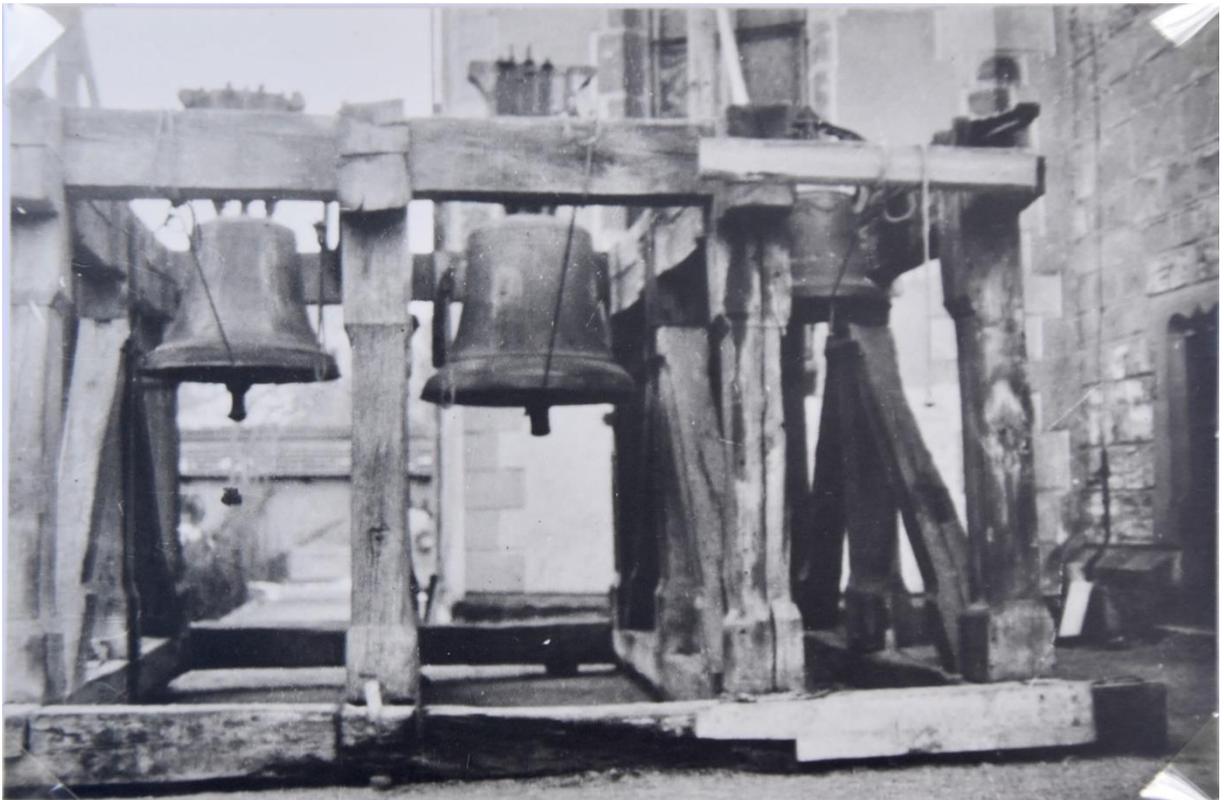


Wilhelm Fäs-Théodor (24.6.1891 bis 19.12.1977), Aufnahme von Dezember 1974

In Brienz wurden seine Abhärtungsmassnahmen Legende. Im Winter schlug er ein Loch in die Eisdecke des Sees, um sich im eiskalten Wasser zu waschen.

In Schöffland erwarb er den Dorfnamen «de Herrgottsschnitzer». Überdies war er Vegetarier, was ihm zusätzlich den Namen «Grashelm» einbrachte, und er lebte abstinent, wurde eine tragende Stütze des Blauen Kreuzes.

Seine eigene Schreinerei gründete er in den 1920er-Jahren und wurde mit der Landesausstellung 1939 in Zürich weit herum bekannt. Kontinuierlich vergrösserte er sein Geschäft und gestaltete es zu einem Atelier für Raumkunst. Alle Möbel, die in der Schreinerei hergestellt wurden, entwarf er selbst am Skizzenbrett. Nicht nur unsere Glockenornamente, auch jedes Möbelstück, jedes Grabkreuz in Flachrelieftechnik war ein Original – wie der Künstler selbst. Herzlich danke ich Willy Müller und Heinz Lüscher für das bereitwillige Teilen ihrer Erinnerungen.



Als 1932 die Glocken erneuert wurden, gab die Schöffler Kirchgemeinde zwei ihrer alten Glocken zum Einschmelzen an die Glockengiesserei Rüetschi in Aarau zurück. Das historische Foto zeigt diese beiden Glocken, die nicht mehr existieren, ganz links und in der Mitte.

Die grössere Glocke trug folgende Inschrift: **«Gegossen von Jakob Rüetschi in Aarau 1843 – Kirchgemeinde Schöffland. Schöffland, Wittwil, Staffelbach, Bottenwil, Hirschtal, Holziken und Muhen – Wir alle zusammen laden Euch ein zur Freude, zum Schmerz und zum Festgesang».**

Die kleinere Glocke war die seinerzeit jüngste und wurde in Schöffland nicht besonders alt. Folgendermassen war sie bezeichnet: **«Aus freiwilligen Beiträgen erstellt. Gegossen von Rüetschi u. Co. in Aarau 1888».**

Zusammen wogen diese beiden Glocken 1080 kg. Die Bronze wurde seinerzeit mit Franken 1.45 pro Kilo verrechnet und brachte Franken 1566.-, dazu noch Franken 250.- für die noch ziemlich neuen Kugellager, die erst kurz zuvor, 1919 bzw. 1923, eingebaut worden waren.

Die neuen Glocken wurden von der Kirchgemeinde mit eigenen Fuhrwerken am 14. März 1932 abgeholt, um 10 Uhr ab Aarau, ungefähr um 12 Uhr kamen die Pferdewagen in Schöffland an. Der Aufzug der Glocken begann am selben Tag um 13.45 Uhr. Die Einweihung der neuen Glocken fand am 20. März 1932 um 14.30 Uhr statt.

Die Turmuhr

Das imposante Uhrwerk, das ziemlich gut versteckt im Kirchturm steht, stammt aus dem Hause J.G. Baer in Sumiswald (heute die Firma muribaer Kirchentechnik) und wurde 1932 eingebaut. Ein Brand in der Firma in den 1960er Jahren zerstörte leider die alten Dokumente. Für das Bauen von Kirchturmuhren braucht es die unterschiedlichsten Handwerker: Zimmermänner, Mechaniker und Schlosser, wenn es um bestimmte Ersatzteile geht, auch manchmal einen Schmied. Gelernte Uhrmacher sind dagegen Fehlanzeige. «Mit Feinmechanik hat unser Handwerk nichts zu tun», erklärt Oliver Baer diesen Umstand.



«Bei Turmuhren muss in den Zwischenräumen immer noch genug Platz sein für eine Vogelfeder oder etwas Kot», gibt er fröhlich lächelnd zu Protokoll. Die vier Kranzzifferblätter unserer Schöffler Kirchturmuhren samt Zeigern, Zeigerwerk, Winkelwerk und Achslagern wurden 1972 das letzte Mal einer Totalrevision unterzogen, frisch vergoldet und zu diesem Zweck von Schöffland nach Sumiswald gebracht und wieder zurück. Das ist lange her, die Transportkosten betragen damals insgesamt nur 120 Franken! Denn unsere Zifferblätter sind nicht gerade klein.

Die ältesten Abendmahlkannen

Gestiftet hat sie Valentin II. (1583 bis 1634). Angefertigt hat sie 1620 Alexander Bäschlin aus Schaffhausen. Unsere Kannen gehören überhaupt zu den ältesten aus Zinn im Aargau. Seit 1975 werden sie wegen ihrer Seltenheit und ihres Alters nicht mehr benutzt. Valentin II. war seinerzeit nicht nur Herr zu Schöffland, sondern auch vom Basler Bischof eingesetzter Verwalter in Biel. Sein Wappen (links neben dem seiner Gattin Käthe von Wittenbach) stellt eine Mauerkrone dar. Dieses Wappen ist auch auf der Wandmalerei am östlichen Ende der Friedhofsmauer (vom Schlosspark her) zu sehen. Man entdeckt es zuoberst auf der kleinen Fahne, die den Burgturm rechts vorne ziert. Ein kleiner Spaziergang dorthin lohnt sich.

Zum Abendmahl und zum Gottesdienst haben sich im 17. Jahrhundert die Dorfgenossen versammelt, die übrigens völlig aufeinander angewiesen waren: Sie mussten sich einigen über die Bebauung des gemeinsamen Ackerlandes, zusammen die Brunnen und Bäche instand halten und nicht zuletzt den einen Gemeindestier und den Gemeindeeiber füttern und versorgen. Valentin II. war zudem ein Urenkel von Sebastian von Luternau (1483 bis 1512), der in zweiter Ehe mit Margareta von Stuben verheiratet war. Von ihr

stammt die Wappenscheibe vorne links im Chor und sie liess den Gasthof zum Ochsen bauen. Doch davon ein anderes Mal mehr!



Drei barocke Abendmahlskelche

Unsere drei silbernen, vergoldeten Abendmahlskelche verdanken wir Junker Bartholomäus von May (1654- 31.7.1726) und seiner Frau Margaretha, geb. von Büren, ihrer Grosszügigkeit und Spendenbereitschaft nach dem Kirchenschiffbrand von 1683, aber wahrscheinlich auch den enorm florierenden Geschäften der Familie von May.

Die zwei Brüder Bartholomäus und Johann Rudolf (1652-1715) übernahmen 1698 den kompletten Eisenhandel im ganzen bernischen Herrschaftsgebiet. Die jährliche Pacht betrug 6000 Pfund baren Geldes. Der bis dahin unkontrollierte Eisenhandel sollte aufhören und die Magazine in Bern sollten mit guter Ware versehen werden.

Schon nach vier Monaten beschwerte sich allerdings die Stadt Aarau in Bern: Ihre Schlosser, Schmiede, Messerschmiede und Eisenhändler müssten nun alles Eisen von den Junkern May aus Schöffland beziehen. Diese Weisung müsse dringend wieder aufgehoben werden, forderten sie. Auch

sei dieses Eisen nicht nur schlechter als das bisher verwendete, sondern erst noch ½ Kreuzer pro Pfund teurer!

Hergestellt wurden unsere prächtigen Kelche mit sechsseitigem Knauf von Meister H. R. in Zofingen. Einer der Kelche ist filigran verziert mit dem Wappen der Familie von May. Zu erkennen sind zwei Löwen und die charakteristischen, senkrechten Balken. Dieses Wappen findet sich aber nicht nur auf dem Kelch, sondern auch im Chor der Kirche gegenüber der Kanzel auf der Grabplatte, oberhalb der Pfarrhaustüre (Eingang beim Sekretariat) und über dem Haupteingang des Schlosses.



Der vierte Gemeinschaftskelch für unser Abendmahl...

...ist erst 150 Jahre alt.

Zu dieser Zeit war Johann Jakob Zimmerlin Pfarrer in Schöffland. Er wirkte vom 2. Mai 1862 bis zu seinem Tod am 13. November 1912 als Seelsorger und Prediger. Das waren 50 Jahre, sechs Monate und 11 Tage, nicht nur eine lange, sondern auch eine äusserst bewegte Zeit. 1866 wurde z. B. das sogenannte Sittengericht in die Kirchenpflege umgewandelt und die Synode entstand. Kirche und Staat begannen sich ansatzweise voneinander zu lösen.

Als die Kirchgemeinde Schöffland 1870 einen vierten Abendmahlskelch stiftete, kam mit der Inschrift «Friede sei mit euch!» wohl ein inniger Wunsch der Schöffler zum Ausdruck. Ihr Pfarrer musste 1870/71 während des

Deutsch-Französischen Krieges als Feldprediger mit den Aargauer Truppen an die schweizerisch-französische Grenze.

Zum Abendmahl hat man sich damals warm angezogen. Die Schöftler hatten von 1865 bis 1885, zwanzig Jahre lang, über eine Kirchenheizung beraten. 1887 wurde sie beschlossen und eingebaut. In der Kirchenchronik heisst es: «Die Kirchenpflege besichtigte und prüfte, laut Protokoll vom 16.12.1887, die neue Heizung und stellte fest, dass der Ofen in 2 Stunden mit 2 ½ Zentnern Steinkohle eine Temperatur im Schiff von 11 Grad und auf der Empore 15 Grad erzeugte und erklärte ihre volle Befriedigung darüber.»



Abendmahlsgeschirr aus Steinzeugton



2006 und 2018 hat unser altes Abendmahlsgeschirr nochmals «Nachwuchs» bekommen, eine Abendmahlskanne und kleine Einzelkelche aus graublauem Ton. Wir verwenden sie in Schöffland und in den Aussengemeinden. Getöpft hat sie Eduard Kohler aus Schüpbach, der einer Familie entstammt, in der das Töpferhandwerk seit mehr als 150 Jahren ausgeübt wird. So ist er in «topfiger Umgebung» aufgewachsen, wie er es selbst nennt, in der elterlichen Töpferei.

Eduard Kohler macht alles eigenhändig, vom Entwurf bis zur Fertigstellung, dem Brennen bei hoher Temperatur. Gelernt hat er zuerst daheim und dann in Bern, aber auch in Frankreich und auf Reisen in Europa und nach Fernost. Sein Motto bei der Arbeit ist so schlicht und schön wie seine keramischen Produkte: «Jedes Stück ein Einzelstück.» Nicht nur nebenbei gilt diese Wahrheit auch für jeden und jede von uns, die wir aus den Kelchen trinken, wir sind «Einzelstücke» aus der Hand unseres Schöpfers.





Unser Taufstein

1683 hat es in Schöffland gebrannt. Danach musste das Kirchenschiff ganz neu gebaut werden. Man erkennt es heute noch gut: Der Chor unserer Kirche ist gotisch, das Kirchenschiff wurde im Stil des späten 17. Jahrhunderts möglichst hell und weit, vor allem aber viel breiter als die ehemalige Kirche gebaut. Zu den damals neuen Einrichtungsgegenständen gehört unser prächtiger Taufstein aus schwarzem Marmor und weissem Alabaster. Solche Alabaster-taufsteine sind selten.

Es gibt sie im Aargau sonst nur in Gränichen, Thalheim,

Rupperswil und auf dem Kirchberg. Auf der Vorderseite des Taufsteins befindet sich unter einer elfzackigen Adelskrone das Wappen der Stifterin Margareta von May, geborene von Mülinen. Sie lebte von 1632 bis 1710 und hatte mit ihrem Mann, Johann Rudolf von May, zehn Kinder. Nach dem Kirchenbrand beteiligte sich

die Schlossherrschaft grosszügig am Wiederaufbau, denn 4000 Gulden waren damals sehr viel Geld für Schöffland, Hirschthal, Holziken, Bottenwil, Muhen, Staffelbach und Wittwil. Moosleerau musste sich mit insgesamt 234 Gulden beteiligen, Bern bewilligte 383 Gulden.

Margareta von May war bereits mit 40 Jahren, 1672, verwitwet. Da das Erbe nach dem Tod ihres Mannes aber ungeteilt auf sie übergegangen war, konnte sie Taufstein und Kanzel stiften. Den Rest der Bau- und sonstigen Kosten für die Gestaltung des Kirchenraumes übernahm der Herrschaftsherr Junker Bartholomäus von May, obwohl ihm eigentlich nur Bau und Unterhalt des Chores der Kirche oblagen.

Grabmal für Margareta von May

Häufig von der Leinwand verdeckt wird das älteste Epitaph in der Kirche. Es wurde geschaffen zu Ehren von Margareta von May (1632-1710). Sie hatte bekanntlich Taufstein und Kanzel gestiftet. Ihr Grabmal ist eine barocke Sandsteinplatte mit Familienwappen oben und Blumengirlande samt Totenkopf unten.

Die Inschrift ist, ganz im Stile der Zeit, als memento mori für den geneigten Leser gestaltet. Übertragen in heutige Schreibweise und unter Beibehaltung des speziellen Satzbaus um des Reimes willen, steht dort in der unteren Hälfte zu lesen:

*Mein Leib hier ruht zwar in finstrer, tiefer Gruft.
Die edle Seele doch durchdringt die hohe Luft
und tut jetzt schon bei dem, den sie geliebt im Leben,
das ist bei Jesu Thron, in sicheren Freuden schweben.
Drum für mich nicht zu lang, noch viel, tragt Leid,
vielmehr euch selbst zur Stund' des Todes bereit't.*



Grabmal Carl Friedrich von May

Über dem südlichen Herrngestühl im Chor der Kirche erblicken wir die schwarze Rechteckgrabplatte des Carl Friedrich von May (30.11.1730 – 10.10.1779). Die Platte trägt das Familienwappen, eine Urne und zwei weinende Engel, die ihre Fackeln haben sinken lassen.

Nach nur 49 Jahren war das Lebenslicht dieses Herrn zu Schöffland verloschen. Carl Friedrich war ein Urenkel der Margareta von May. Erst mit 33 Jahren heiratete er die 15 Jahre jüngere Julia Dorothea Steiger. Dem Paar wurden vier Söhne und vier Töchter geboren. So führten sie einen entsprechend grossen Haushalt. Aus den sehr ordentlich geführten Haushaltsbüchern weiss man, dass sie einen Kammerdiener, eine Kammermagd, eine Kindermagd, eine Köchin und eine Untermagd angestellt hatten. In der Landwirtschaft arbeiteten ein Stierenknecht und ein Rebmann, dazu Tagelöhner für das Holzen, Heuen, Traubenlesen, Ernten und Dreschen.

Der interessanteste Angestellte aber war sicher Daniel Rytz (1758-1827). Er wurde 1776 junger Hauslehrer für die Kinder und später, 1795, Pfarrer in Schöffland. Dabei erwarb er sich grosse Verdienste um die Förderung des Schulwesens; speziell kümmerte er sich um die Unterstützung armer, begabter Schüler. 1799 legte er dem kantonalen Erziehungsrat einen Entwurf für die «gehobene Volksschule auf dem Lande» vor – genau in diesem Papier begegnet das erste Mal der für den Aargau typische Begriff der «Bezirksschule». Wo wurde also die «Bez» erfunden? In Schöffland!



Grabmal Julia Dorothea von May, geb. Steiger

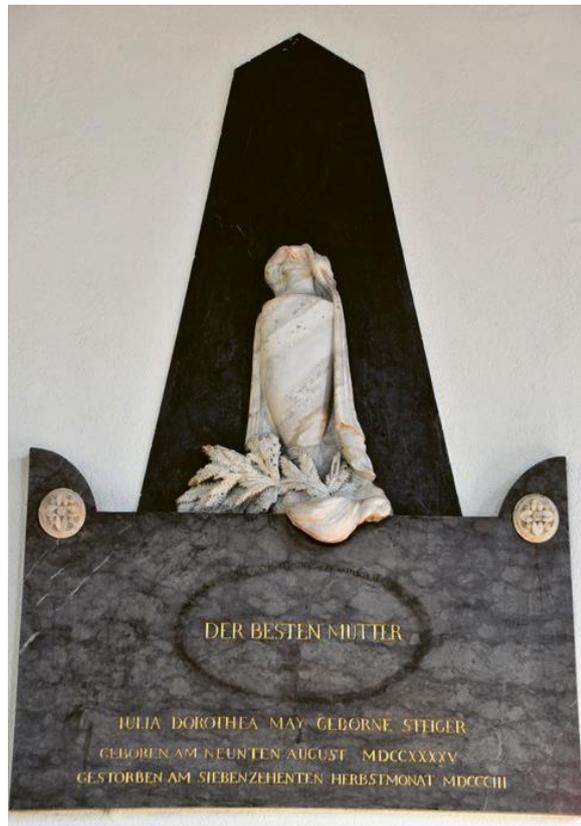
Gegenüber der Grabplatte von Carl Friedrich von May ist diejenige seiner Frau, Julia Dorothea, geb. Steiger (1745-1803), die ihren Mann um 24 Jahre überlebt hat. Dargestellt ist eine Urne mit Tuch und Zweig vor einer Pyramide, ganz im bevorzugten Stil der damaligen Zeit.

Julia Dorothea war offenbar in Ehefragen sehr aktiv und sorgte damit für Freud und Leid. Zum Beispiel für den Schöffler Pfarrer Daniel Rytz, den vormaligen Hauslehrer in der Familie von May, suchte die Witwe eine Frau zum Heiraten. Ihre Wahl fiel auf die Pfarrerstochter Elisabeth Dick.

Als sich dagegen ihr eigener Sohn Ludwig, stationiert in Bergenopzoom (Niederlande), leidenschaftlich in das schöne Fräulein von Hardenbrock verliebt hatte, verbot sie die Hochzeit rigoros.

Der Sohn gehorchte seiner Mutter, die in jeder Hinsicht sehr resolut und bestimmt gewesen sein muss. Es gelang ihr jedenfalls 1793, ihren Sohn und weitere Berner Offiziere aus französischer Kriegsgefangenschaft zu befreien.

Ihre Tochter Julia Salomea, kurz «Julie» (1765- 1840), war mit Charlotte von Lengefeld, der späteren Ehefrau von Friedrich Schiller, befreundet. Charlotte besuchte mit ihrer Familie Schöffland auf der Rückfahrt von Vevey im Mai 1784; Schiller selbst jedoch war bekanntlich nie in der Schweiz.



Die ältesten Fenster ...

... sind zugleich die kleinsten. Aus der Zeit von 1519/1520 stammen die zwei runden Standesscheiben von Bern. Sie kamen in den damals neu erbauten Chor (1516) in unserer Kirche. Es werden seinerzeit viel mehr gewesen sein, aber nicht alles auf Erden übersteht ein halbes Jahrtausend mit Reformation, Kirchenbrand und vielem mehr. Jedenfalls haben die Zofinger 10 Gulden und 6 Kronen Glasfensterbeiträge bezahlt.

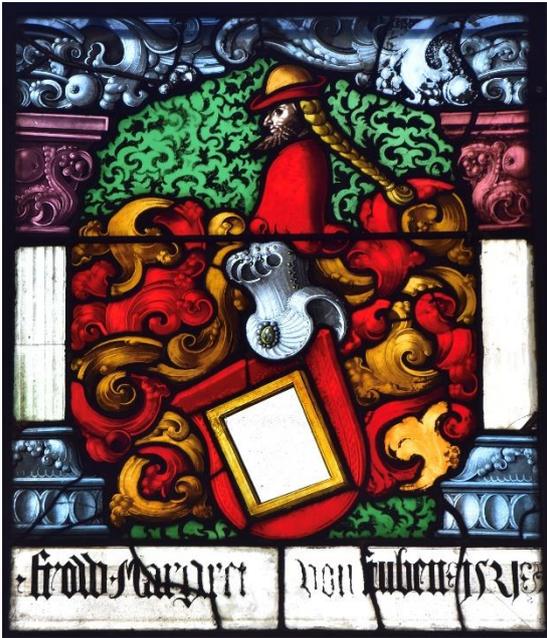
Jeweils zwei Löwen halten die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation über dem Habsburger Doppeladler. Darunter, in rot-gold-roten Feldern befinden sich rechts und links je ein Berner Bär.

Damit sind die komplizierten damaligen Machtverhältnisse, gegenseitigen Abhängigkeiten und politischen Verflechtungen jener Zeit höchstens angedeutet. Die Berner begannen sich ab 1415 vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation zu emanzipieren und konnten Kaiser Sigismund sogar dazu bringen, dass man in Bern lehensrechtliche Fragen stellvertretend für den Kaiser regeln durfte. Insgesamt war diese Emanzipation aber ein grösseres Projekt. Erst 1648, am Ende des Dreissigjährigen Krieges, war sie vollendet.

Für die Schöftlerinnen und Schöftler war Anfang des 16. Jahrhunderts der Berner Bär entscheidend. Sie waren Untertanen Berns. Ab 1467 empfing der jeweilige Herrschaftsherr Schöftland (Land und Leute) direkt von Bern zum Lehen. Die Herrschaft hatten meist mehrere Mitglieder der Familie Luternau zusammen inne, gelegentlich auch die Vormünder noch minderjähriger Familienmitglieder. Diese zeitweilig komplexe Aufteilung führte nicht selten zu Streitereien zwischen den einzelnen Parteien. Wenn das gerade keinen Anlass zu Auseinandersetzungen bot, konnte man noch um den Abriss des alten Burgturms streiten, der aber verweigert wurde, weil er vielleicht «von nützem zur behusung zu machen», also bewohnbar herzurichten sei.



Unser diesjähriges «Jubiläumfenster»



Das Kirchenfenster von Margret von Stuben ist 2021 genau 500 Jahre alt.

«frow Margret von stuben 1521» ist unter dem sonderbaren Wappenfenster im Chor zu lesen, das eingerolltes Laubwerk, mächtige Pilaster, einen Spiegel und vor allem einen merkwürdigen Mann mit Bart und goldblondem Zopf zeigt, der dazu noch komisch den Betrachter beäugt. Bärte stehen in der Heraldik für das männliche Geschlecht, Zöpfe oder wallendes Haar für das weibliche. Wollte Margret ihren Mann und sich selbst in einer Wappenfigur vereinigen? Wir wissen

es nicht. Man muss jedenfalls weit, bis an die Mosel zu Ritter Seyfried von Biebelnheim (1508) reisen, um solch eine Figur wieder anzutreffen. Seine Helmzier zeigt auch einen wachsenden Mannsrumpf mit rotem Gewand, Bart und nach hinten abstehendem Zopf.

Margret von Stuben war die zweite Frau des Sebastian von Luternau, Schultheiss zu Aarau und Herr zu Schöffland. Sie wurde nur 37 Jahre alt. Beide Eheleute haben Spuren hinterlassen bis auf den heutigen Tag, denn entweder ihrem Mann oder ihr haben wir den Gasthof Ochsen zu verdanken. Die beiden hatten im Sinn, den Ochsen für drei Gulden zu verpachten. Dagegen rebellierten aber die Schöffler. Ein Gerichtsurteil entschied, dass die Luternaus umgekehrt 16 Gulden an die Gemeinde Schöffland zahlen mussten, dafür mit der Taverne aber auch tun und lassen konnten, was sie wollten.

Korrektur zur Beschreibung der Grabplatten: Die Familie May hiess im 18. Jahrhundert noch einfach «May». Erst seit 1856 führen sie den Namen «von May». Quelle: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS) – Im Buch «Schöffland. Geschichte und Geschichten» von Christian Holliger sind die Namen also nicht ganz korrekt. Wer hat's gefunden? Marlies Bär – ganz herzlichen Dank an sie für diesen Hinweis.

Wappenscheiben von Bartholome und Margaretha May, geb. von Büren

Neben dem Eingang auf der Nordseite hat sich das Ehepaar Junker Bartholome (1654-1726) und Margaretha May mit zwei Wappenscheiben verewigt. Die Inschrift verkündet, dass Junker May den Bau dieses „Tempels“ – damit ist die Wiedererrichtung und zugleich der vergrösserte Neubau der Schöffler Kirche nach dem Brand von 1683 gemeint – glücklich zu Ende geführt hat.

Zusammen mit seinem Bruder Johann Rudolf (1652-1715) hatte er Schöffland geerbt. Ausserdem war er Mitherr von Rued und ab 1675 Landvogt zu Schenkenberg, dazu noch Kapitänleutnant in den Diensten des französischen Königs.

Für Bartholome war sein Familienwappen nicht mehr ganz neu. Sein Vorfahr hatte den Adelsbrief am 9. März 1551 erhalten. In diesem Adelsbrief wird das Familienwappen folgendermassen beschrieben. Es sei «ein Schilt in mitten überzwerch {kreuzweise} und das under Theill nach der Länge in sechs Theill gleicher Grösse abgetheilt, das vorderst, dritt und fünft blauw oder Lasurfarb, und die andern drei desgleichen das Ober Theill des Schilts gelb oder goldfarb, in demselben aber auf ihren hindern Pranken gegen einander aufrecht stehend zwei blauw oder lasurfarbene Leüwen mit rothen ausschlagender Zung und zurück aufgeworffenen Schwäntz, der vordere sein link und der hindere sein recht vordere Prank gegeneinander aufrechts und die andere für sich, auch gegen einand haltend. Die Helmzier ist ein wachsender blauer rot-bewehrter Löwe; Decken blau-gold. (Quelle: www.hfls.ch, Stammlinie May, Rechtschreibung und Grammatik siehe dort)

Das Wappen von Margaretha zeigt auf dem Schild und als Helmzier drei Bienenstöcke: leicht stilisiert, das Flugloch zum Betrachter zeigend und in goldgelb. Die Bienenkörbe symbolisieren Fleiss, Arbeitseifer und Ordnung.



Wappenscheibe Herport - von Bonstetten

Der damalige Pfarrer stiftete selbst eine Wappenscheibe, die von Engeln gehalten wird. Die Inschrift lautet in heutigem Deutsch: „Herr Vinzenz Herport, dieser Zeit Prädikant zu Schöffland und Frau Salome von Bonstetten, sein Ehegemahl, 1683“.



Von 1676 bis 1730 wirkte bei uns in Schöffland Pfarrer Vinzenz Herport von Bern. Geboren 1648, blieb er der Schöffler Kanzel bis zu seinem Tod 1730 treu. Er war das neunte Kind aus der zweiten Ehe seines Vaters Beat Herport mit Johanna Haller. Mit sage und schreibe 53 ½ Jahren Amtszeit hat er noch knapp vor Pfarrer Widmer und Pfarrer Zimmerlin bisher unserer Gemeinde am längsten gedient – und dieser Rekord wird auch künftig kaum zu überbieten sein. Aber nicht nur seine Amtszeit war lang; er hat auch persönlich unglaublich viel erlebt. So war er viermal verheiratet.

Seine erste Hochzeit feierte er 1676 in Bern. Seine erste Frau, die auf der Wappenscheibe genannt ist, war fünf Jahre jünger als er und erlebte mit ihrem Mann Brand und Wiederaufbau der Kirche im Jahr 1683. Salome von Bonstetten starb aber jung, spätestens 1693. Sie wurde also höchstens 40 Jahre alt. Drei Kinder wurden dem Paar geboren: Vinzenz, Johanna und Maria Magdalena.

Von 1693 bis höchstens 1698 war Pfarrer Herport mit Johanna Tribolet verheiratet; Kinder aus dieser kurzen Ehe sind nicht bekannt.

Am 22. Dezember 1698 heiratete Pfarrer Herport zum dritten Mal und zugleich zum ersten Mal in Schöffland. Die Ehe mit der erst 17jährigen und damit 33 Jahre jüngeren Salome Amsler ist allerdings äusserst kurz und wahrscheinlich wenig glücklich gewesen, denn Salome heiratete bereits 1699 Samuel Imhof in Bern, mit dem sie in den folgenden Jahren sieben Kinder hatte. Samuel Imhof passte auf jeden Fall altersmässig besser zu ihr, so viel kann man in den Ahnentafeln sehen.

Aber auch dem Schöffler Pfarrer war noch ein viertes und dann langes Eheglück beschieden. Sein jüngerer Bruder Anton, wie er Pfarrer, war bereits 1688 verstorben, seine Frau verwitwet. Vinzenz heiratete mit 56 Jahren am 9. Juni 1704 in Bolligen BE die Witwe seines Bruders, Katharina Willading (geb. 1657), eine Pfarrfrau mit Erfahrung. Dem Paar wurden wohl

keine Kinder mehr geboren, aber sie lebten 26 Jahre miteinander, so dass die vierte Ehe die längste für Pfarrer Herport im Schöffler Pfarrhaus war.

Aarauer Pfarrkapitel



An der Südwand unseres Kirchenschiffs, neben der Wappenscheibe von Vinzenz Herport und seiner ersten Frau, ist die Figurescheibe des Aarauer Pfarrkapitels zu sehen. Herport war Dekan der „Ehrwürdigen Claß“ von 1696 bis 1730. Unter dem Bild sind in zwei Reihen 24 Pfarrherren (Frauen waren damals noch nicht zugelassen) verzeichnet.

Ganz oben ist eine Schwurhand mit Bibel abgebildet, darunter ist folgende Szene aus Apostelgeschichte 2 im Stil der damaligen Zeit illustriert:

Als nun die Zeit erfüllt und der Tag des Pfingstfestes gekommen war, waren sie alle beisammen an einem Ort. Da entstand auf einmal vom Himmel her ein Brausen, wie wenn ein heftiger Sturm daherfährt, und erfüllte das

ganze Haus, in dem sie sassen; und es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer, die sich zerteilten, und auf jeden von ihnen liess eine sich nieder. Und sie wurden alle erfüllt von heiligem Geist und begannen, in fremden Sprachen zu reden, wie der Geist es ihnen eingab.

Man erkennt deutlich die Taube, das Symbol für den Heiligen Geist, und die vielen kleinen Feuerzungen, die sich auf die Häupter der Anwesenden, auf die aufgeregten und erstaunten Menschen, verteilen. Prominent ist Maria beim Lesen in der Bibel in der Mitte dargestellt. Das stellte im 17. Jahrhundert offenbar kein Problem dar. Schöffland war damals jedenfalls schon 155 Jahre reformiert. Vor allem aber fragt man sich, wie wohl die Schöfflerinnen und Schöffler die neue Fensterscheibe mit dem Feuermotiv aufgenommen haben, 1683, unmittelbar nach dem Wiederaufbau der Kirche nach einem Brand, der nur den alten Chor übriggelassen hatte.

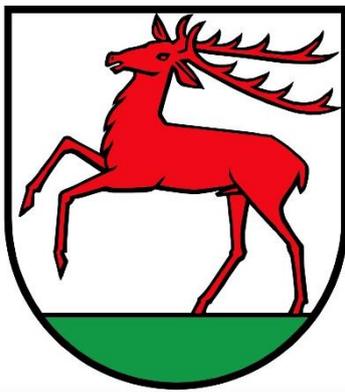
Gemeindewappenscheibe von Hirthal

Unsere vier Gemeindewappenscheiben von 1683 gehören zu den frühesten Darstellungen von Gemeindewappen in der ganzen Schweiz und sind deshalb historisch besonders wertvoll.

Beginnen wir mit Hirschthal, in alten Archivalien auch Hirstal, Hyrztale, Hirstal oder Hirztal genannt. Die Siedlung ist im Jahre 893 im Fraumüns-terrodel das erste Mal erwähnt. Aber Ziegelfragmente und ein Gebäude-fundament, das 1958 freigelegt wurde, deuten bereits auf eine Besiedlung während der Römerzeit.

Im Mittelalter gehörte Hirschthal erst den Grafen von Lenzburg, dann jenen von Kyburg und danach den Habsburgern. 1415 eroberten die Eidgenossen den Aargau. Hirschthal gehörte nun zum Untertanengebiet der Stadt Bern, dem so genannten Berner Aargau, bis 1803 die Mediationsverfassung den heutigen Aargau vereinigte und Hirschthal dem Bezirk Aarau als dessen südlichste Gemeinde angegliedert wurde.

Das Gemeindewappen «In Weiss auf grünem Boden springender roter Hirsch» ist unten in der Mitte gut zu erkennen, trotz viel Drumherum im Stile der Zeit. 1948 wurde das Wappen stilistisch überarbeitet und ist in der leicht modernisierten Fassung (links) bis heute in Gebrauch.



Gemeindewappenscheibe von Moosleerau

Zur Installation der Kirchleerber Pfarrerin Christine Bürk in unserer Kirchgemeinde ist die Gemeindewappenscheibe von Leerau, genauer jene von Moosleerau, an der Reihe.

Schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts benutzen die Moosleerber die Kirche von Kirchleerb. Dennoch wurden sie noch Ende des 17. Jahrhunderts an den Kosten für den Wiederaufbau der Schöftler Kirche nach dem Brand von 1683 beteiligt und zum Zahlen von 200 Gulden verpflichtet. Hinzu kamen noch 34 Gulden sogenanntes Fenstergeld. Mit der Zahlung dieser Beträge aber war dann Moosleerau nach dem Entscheid des damaligen Landvogtes von all seinen Verpflichtungen gegenüber der Kirche von Schöftland befreit.



Heute wissen wir, dass das Miteinander von Leerau und Schöftland nur eine Pause von 338 Jahren gemacht hat. Erstmals ist eine Pfarrerin in beiden Gemeinden tätig, predigen beim Kanzeltausch insgesamt vier Pfarrpersonen an beiden Orten.

Das alte Wappen in unserer Kirche zeigt eine Moosweihe auf einer Anstanzstange vor einem Flusslauf und einem Ufer voller Schilf. Von einer Moosweihe hatte ich noch nie zuvor gehört und musste nachschlagen, was das ist: Der Begriff «Moosweih» umfasst den Rot- oder Schwarzmilan bzw. den Mäusebussard. Die drei Vogelarten gehören zu den Habichtartigen. Das Wort «Weih» steht für Raubvogel. In erster Linie ist damit aber der Rotmilan gemeint.



1961 wurde das Moosleerber Wappen überarbeitet. Die Schilfwand ist nun durch zwei Rohrkolben rechts und links ersetzt, die Anstanzstange ist schwarz, der grüne Boden mit weissem Fluss ist stark stilisiert und vor allem blickt der Habicht nun etwas grimmiger drein als auf dem alten Wappen in unserer Kirche. Erstaunlicherweise blieb man bei der braunen Farbe des Vogels, die in der Heraldik nur selten begegnet.

Die Gegend um Leerau war bereits von den Römern besiedelt, die erste urkundliche Erwähnung von Moslerovva stammt von 1243.

Wikipedia übersetzt den Ortsnamen folgendermassen: Er stamme vom althochdeutschen lewirouwo, was «beim wassernahen Land der Gräber» bedeute. Der Zusatz Moos weise auf sumpfiges Gelände hin.

Christine Bürk wünschen wir fröhliches Wirken an beiden Orten und dass sie mit ihrem «Flyer» (E-Bike) flugs von dort nach hier und zurück gelangt – fast wie eine Moosweihe.

Gemeindewappenscheibe von Muhlen



Die Müheler Wappenscheibe ist die letzte von 1683, die in dieser Reihe beschrieben wird. Sie zeigt eine einbogige, steinerne Brücke, durchströmt von der Suhre und verziert mit fünf goldenen, sechsstrahligen Sternen.

Was die Sterne bedeuten, ist nicht klar. Die Vermutung, dass die Sterne für die einzelnen Dorfteile standen, ist anzunehmen, aber nicht zu beweisen.

Von 1827 bis 1949 war auf dem Wappen eine dreibogige Brücke mit je einem Baum an den Brückenenden abgebildet.

an den Brückenenden abgebildet.

Am Jugendfest 1947 wurde der Gemeinde wiederum ein neues Wappen vorgeführt, nachdem die Wappenkommission mit dem neuen Vorschlag einverstanden war. Die beiden Sterne des heutigen Wappens weisen darauf hin, dass Muhlen vormals zwei Schulgemeinden (Ober- und Untermuhlen) besass und in zwei Kirchgemeinden (Oberentfelden und Schöffland) aufgeteilt war.

Das Wappen zeigt seither in offizieller Beschreibung: «In Blau über drei weissen Wellen dreibogige, schwarz gefugte weisse Brücke, überhöht von zwei fünfstrahligen gelben Sternen.»

Muhlen ist in einem Schriftstück vom 23. Januar 1045 erstmals erwähnt. Diese von König Heinrich III. stammende und zugunsten des Stiftes Beromünster ausgestellte Urkunde nimmt die geistliche Stiftung in königlichen Schutz. Der Muhlen betreffende Teil besteht aus drei Worten, die im lateinischen Original «Mucheim tabernam i» lauten. Übersetzt bedeutet dies: «in Muhlen (ist) eine Taverne». Das Stift Beromünster besass also in Muhlen ein Gasthaus, dessen Abgaben nach Beromünster gingen.

Die Kirchengenössigkeit erfuhr im Lauf der Jahrhunderte mehrere Veränderungen. Bis zur Reformation im Jahre 1528 waren Unter- und Mittelmuhlen zur

Pfarrei Suhr, Obermuhen zur Pfarrei Schöffland gehörig. Im Jahr 1543 erlaubten die Gnädigen Herren in Bern, dass alle aus Mittelmuhlen nicht mehr nach Suhr in die Kirche mussten, sondern nach Schöffland durften, also einen deutlich kürzeren Weg hatten. Im 20. Jahrhundert wurde Muhen eine selbständige Kirchgemeinde; 1961 wurde die Müheler Kirche eingeweiht.



Zwei Wappen fehlen: Bottenwil und Staffelbach

Man vermutet, dass die Wappenscheiben von Bottenwil und Staffelbach entweder verkauft oder zerstört worden sind.

Sie werden sehr wahrscheinlich wie die vier anderen Ortswappenscheiben auch von einem Hellebardier und einem Musketier flankiert worden sein. Immer auf der rechten Seite der vorhandenen Scheiben ist eine gewaltige Hellebarde samt Träger zu sehen, immer links des Wappens ein Musketier.

Musketiere waren eine Truppengattung der Infanterie, die ursprünglich mit Musketen bewaffnet war. Diese namensgebende Waffe kam im Laufe des 16. Jahrhunderts auf.

Die Wappenscheibe von Holziken zeigt die Ausnahme von der Regel: Der Hellebardier hat keine Ritterrüstung und sein Gegenüber trägt eine Fahne statt einer Muskete.

Die Gemeindewappen sind bereits sogenannte Manufakturstücke, d.h. sie wurden in Werkstätten nach Schablonen gefertigt, bemalt und verkauft. So begann die «industrielle» Produktion dieser Scheiben.

Schon im 15. Jahrhundert wurde es in der Schweiz Sitte, dass Städte, Klöster, Zünfte, Schützengesellschaften und Private Fenster mit Wappenscheiben zur Ausstattung neu errichteter Rat-, Zunft- und Schützenhäuser, Kirchen, Kapellen, Klöster und Schlösser schenkten. Diese Gewohnheit bewirkte eine besondere Blüte der schweizerischen Glasmalerei.

Dem Stil der Zeit entsprechend ist die Dekoration überbordend und sehr fantasievoll. Vertiefen Sie sich in die Details. Ein Tier hält Früchte im Maul. Ein Engel schaut vorwitzig hinter einer Säule hervor. Vor lauter Girlanden und Säulen übersieht man fast das eigentliche Ortswappen.

Unübersehbar ist der grundlegende Wandel der Männermode im Laufe der Zeit. Sie tragen auf den Wappenscheiben, abgesehen von den Rüstungen

und Federhüten, sogenannte «Heerpauken».

Die Heerpauke war eine Männerhose in der spanischen Tracht des 16. Jahrhunderts. Sie war stark gepolstert, rundlich, bedeckte den halben Oberschenkel oder reichte bis zu den Knien. Zur Heerpauke wurden Strumpfhosen oder Seidenstrümpfe und eine üblicherweise gut ausgepolsterte Unterhose getragen.



Aus der Schöffler Kirche: Tauben und Engel von Felix Hoffmann

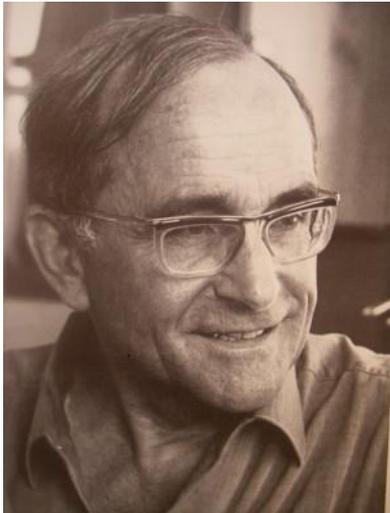
Schaut man in den Chor unserer Kirche, kann man die Glasmalerei *Noli me tangere* von Felix Hoffmann (1911-1975) nicht übersehen. Im gotischen Masswerk desselben Fensters, hoch oben, hat der Künstler Tauben und Posanenengel geschaffen, die offenbar so gut versteckt sind, dass sie bisher nicht einmal die Aufmerksamkeit von Kunsthistorikerinnen fanden. Aber sie sind zentral für Hoffmanns Wirken, denn so kommt ein Klang ins Bild. Schauen Sie einmal hinauf und lauschen Sie ... Ich persönlich stelle mir vor, dass die Engel die Auferstehung aller „herausposaunen“ – im wahrsten Sinn dieses (Wort-)bildes.



Die Musik überhaupt spielte eine zentrale Rolle im Leben des Künstlers. Es wird sogar berichtet, dass Felix Hoffmann bei Kunstwerken von Kollegen immer imstande war, deren Musikalität oder eben auch Unmusikalität zu beurteilen. So beschreibt es Barbara Tobler (früher: Barbara Strasser) zur Einweihung des Felix-Hoffmann-Weges durch Kirchgemeinden im Aargau. Weitere Informationen zu diesem Rundweg, eingerichtet 2014, finden Sie unter: <https://www.ref-kirchen-ag.ch/wege/felix-hoffmann-weg>.

Dass die Musik einen festen Platz in Hoffmanns Herz und Kunst hat, ist wenig verwunderlich. Er war nicht nur der Sohn des bekannten Musiklehrers, Organisten und Chorleiters an der Aarauer Stadtkirche, Emil Adolf Hoffmann, sondern auch selbst hochmusikalisch.

So schuf Felix Hoffmann so manche Kirchenfenster, z.B. im Berner Münster, dann in vielen Aargauer Kirchen, nicht zuletzt bei uns in Schöffland. Zudem war er auch ein international gefragter Illustrator, schuf Radierungen, Lithographien und Holzschnitte. Studiert hatte er in Basel, Karlsruhe und Berlin. Von 1935 bis 1955 arbeitete er als freischaffender Grafiker und Maler in der Laurenzenvorstadt in Aarau, wo er auch geboren wurde, zur Schule ging und starb.



Schauen Sie einmal nach: Vielleicht haben Sie seine Bilderbibel, die keinesfalls nur für Kinder geeignet ist, daheim.

Das Chorfenster von Felix Hoffmann „Noli me tangere“ (1954)

Das zentrale Chorfenster in unserer Kirche zeigt den Ostermorgen. Maria aus Magdala begegnet dem Auferstandenen, darf ihn aber nicht berühren. Im 20. Kapitel des Johannesevangeliums ist überliefert, dass Maria Jesus zuerst für den Gärtner hält. Erst als er sie beim Namen nennt, erkennt sie



ihn. Daraus entstehen folgende Gespräche, die Felix Hoffmann anschaulich gemacht hat:

Jesus sagt zu ihr: Maria! Da wendet sie sich um und sagt auf Hebräisch zu ihm: Rabbuni! Das heisst <Meister>. Jesus sagt zu ihr: Fass mich nicht an! Denn noch bin ich nicht hinaufgegangen zum Vater. Geh aber zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria aus Magdala geht und sagt zu den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen, und berichtet ihnen, was er ihr gesagt hat (Joh 20, 16-18).

Felix Hoffmann stellt dabei das vergängliche und das ewige Leben einander gegenüber. Auf der linken Bildseite sind Werden und Vergehen, Blühen und Welken zu sehen. Maria kniet erschrocken nieder und hat als Symbol für die irdische Welt einen zerbrechlichen, tönernen Krug dabei. (Ich persönlich sehe den Krug immer als eine kleine, aufmerksame Eule an, als scharf sehenden Nachtvogel, der nun am Ostermorgen alles beäugt. Aber Hoffmann hat ganz eindeutig einen Tonkrug mit Salböl dargestellt.)

Auf der rechten Seite ist der Tod überwunden – die drei Kreuze auf Golgatha sind ganz im Hintergrund zu erkennen. Christus, der Auferstandene mit den Wundmalen an den grossen, nackten Händen und Füßen, ist Sieger über den Tod. Er leuchtet heller als die Sonne neben seinem Kopf.

Bei der Gestaltung unserer Glasmalerei hat sich Felix Hoffmann intensiv mit der Frage beschäftigt, ob ein durch eine Steinstrebe geteiltes Fenster als Einheit zu betrachten ist oder ob die Zweiteilung entscheidender sei. Der Künstler hat dann auf geniale Weise beide Aspekte berücksichtigt. Maria aus Magdala und Jesus sind voneinander getrennt und zugleich verbunden durch die Hand der Maria, deren Fingerspitzen herübertagen, durch die stilisierten Blumenbänder, die hüben und drüben gedeihen, vor allem aber durch einander zugewandte Blicke und Gesten. So gehören irdische und himmlische Welt zusammen und sind doch vorläufig noch voneinander getrennt.

Christus überragt seine Bildhälfte bei weitem. Er sprengt den Rahmen des Fensters, er sprengt den Rahmen unserer Vorstellungskraft. Er passt seit Ostern nicht mehr hinein in unsere kleine Welt und ist doch zugleich ganz gegenwärtig, da und nah.

Fenster im Kirchgemeindehaus von Roland Guignard (1917-2004)



Roland Guignard war Sohn eines welschen Arztes und einer englischen Pianistin, zugleich selbst ein weitgereister Künstler.

Ende 1974 schuf er drei farbige Glasfenster für unsere Kirchgemeinde. Vier Gemeindeglieder aus Schöffland finanzierten die farbigen Gläser. 'Kunstinteressierte Medizinalpersonen' – so stand es seinerzeit in der Zeitung zu lesen – es waren ein Arzt und ein Apotheker, ein Tierarzt und ein Zahnarzt. Sie ermöglichten dieses Kunstwerk. «Wege zur Gemeinschaft» heissen die Fenster dank Pfarrer Karl Schreyger. Das Bild ist wie eine lebendige Landkarte, inspiriert von den Farben des Suhrentals.

Guignard erzählt mit wenigen Formen und vielen Farben, was es mit unseren menschlichen Lebenswegen auf sich hat. Kein Weg gleicht dem anderen, jeder menschliche Lebensweg ist einzigartig, und selbst Menschen, die auf derselben Strasse reisen, tun es auf höchst unterschiedliche Weise. Den einen leuchtet das Rot der Liebe, den anderen helles Licht, viel weiter oben hat jemand dunkle Abschnitte zu durchwandern.

Manche laufen querfeldein, müssen dann plötzlich scharf abbiegen und erst noch übers Wasser.

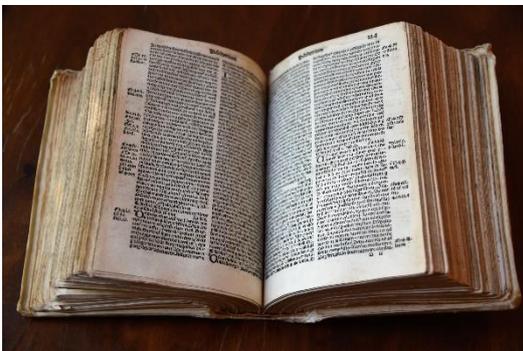
So einer, der scharf abbog, es nicht immer leicht hatte und nicht an allen Stellen glänzen konnte, war womöglich der Künstler selbst. Ihm war nichts Menschliches fremd. Er war selbst einer, der in der Spannung von 'schon jetzt' und 'noch nicht', von 'heute' und 'hoffentlich bald' lebte und zeichnete und malte und gestaltete, der dabei immer nach Balance und Ausgewogenheit suchte, der den Aufbruch liebte und doch oft blieb, wo er war. Immer wieder hielt ihn sein Brotberuf fest. Sonst wäre er noch viel mehr nach Japan

und Italien und Spanien und überall dorthin gereist, wo er sich inspirieren liess.

Es heisst, er habe für solche Projekte wie diese Fenster lange farbige Papiere auf seinem Ateliertisch hin und her bewegt, bis alles zusammenpasste und harmonierte.

Schaut man noch einmal das Ganze an, sieht man, wie komplex und verwirrend unsere Lebenswege zuweilen liegen, ganz geradlinig, ohne Kurve und ohne Knick, ist keiner. Man ahnt, wie oft geplante Wege durchkreuzt werden, wie schnell etwas dazwischenkommt, wie gross auch das Durcheinander werden kann im Kommen und Gehen, im Auf und Ab der Zeiten. Dabei gibt sich Guignard alle Mühe zu ordnen, auf den Wegen die unterschiedlichen Abschnitte ganz genau zu markieren. Alles hat seine Zeit, Licht und Dunkel, Hoffnung, Liebe, Glaube, Trauer hat seine Zeit und die Fröhlichkeit, die Freude und die Umwege, die man machen kann, auch.

Die älteste Bibel



In der Reihe unserer ehrwürdigen Bibeln im Archiv sticht sie als kleinstes und leichtestes Buch hervor. Es ist eine sogenannte Giunta-Bibel, eine lateinische Übersetzung des Alten und Neuen Testaments von 1519. Die Giunta war eine Buchdruckerfamilie aus Florenz, die seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, seit 1477, in Venedig, Florenz, Lyon, Burgos, Salamanca und Madrid Buchdruckereien errichtete.

Eine solche Bibelausgabe aus dem Hause Giunta benutzte daher auch Zwingli in Zürich am Anfang des 16. Jahrhunderts für seine Studien. Dabei ist diese Bibel sehr eng und winzig gedruckt. Das flüssige Lesen ist nahezu ausgeschlossen und muss bei Kerzenschein eine ziemliche Zumutung gewesen sein. Zugleich war aber der Text bereits zweifarbig und mit Illustrationen versehen. Wichtige Stellen sind rot hervorgehoben. Als Beispiel für die vielen, kleinen Bilder ist hier Jesus mit der Frau am Brunnen zu sehen (Johannes 4).



Wer sich nun wundert, wie diese Bibel von Florenz nach Schöffland kam, stellt fast eine falsche Frage. Denn die Umwege auf dieser eigentlich kurzen Strecke sind eindrucklich. Unsere älteste Bibel dürfte zugleich auch diejenige sein, die am weitesten gereist ist. Zu einer unbekanntenen Zeit hat die kleine Bibel die Reise über den Atlantik angetreten und kam dann in Amerika ins Bücherregal, genauer in Capitol Hill in Washington D.C. in die Folger Shakespeare Library.

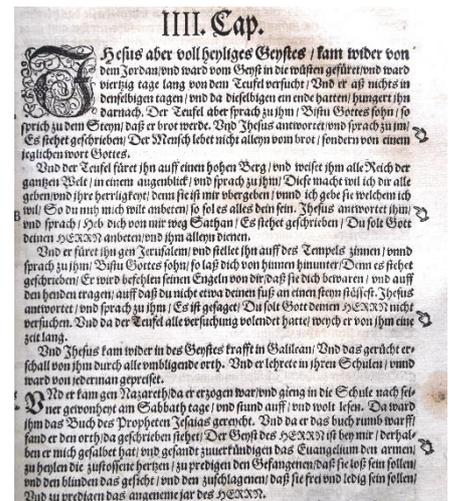
Die Bibliothek wurde von Henry Clay Folger zusammen mit seiner Frau Emily gegründet und 1932, zwei Jahre nach seinem Tod, eröffnet. Die Bibliothek steht bis heute unter der Leitung des Amherst College. Sie ist berühmt: einerseits für ihre Sammlung von Texten von Shakespeare und andererseits für ihre Schriften und Drucke der frühen Neuzeit.

Irgendwann aber wurde unsere Bibel dort aussortiert, vielleicht, weil sie leider irgendwie zuvor ihre kostbaren Deckblätter verloren hatte und seither sofort mit Genesis 1 beginnt.

Über ein Berliner Antiquariat ist sie dann nach Schöffland gelangt. Wer zu dieser bisher letzten Reise Näheres weiss, melde sich bitte bei: Dörte Gebhard, Pfarrerin

Lutherbibel von 1563

In unserem Archiv gibt es eine Lutherbibel von 1563, die in Frankfurt am Main gedruckt wurde. Das stark abgenutzte und sorgfältig restaurierte Titelblatt lässt beides gut erkennen: den regen Gebrauch und die aufwendige Reparatur.



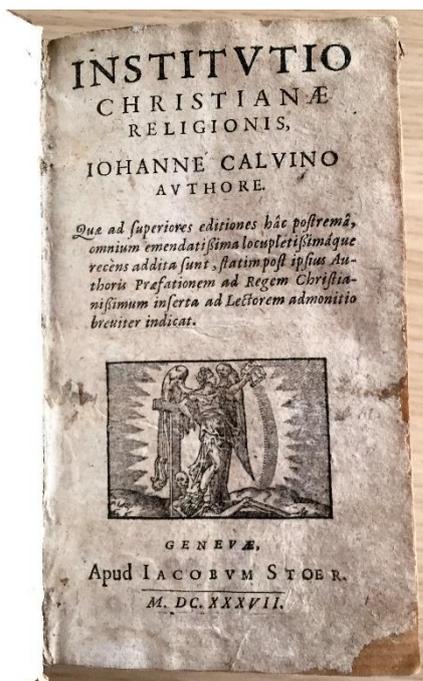
Aber zu sehen ist auf der ersten Seite noch viel mehr: die Schöpfung, die Arche Noah, der Empfang der zehn Gebote, der Turmbau zu Babel und noch mancherlei Allegorisches darüber hinaus.

Diese alte Lutherbibel wird nach der Reformation auf dem Kanzelbrett aufgelegt haben, wie es damals Brauch war. Seinerzeit war es wohl die einzige oder eine von sehr wenigen Bibeln in Schöffland. Kaum jemand konnte sich privat die Anschaffung leisten, auch die Pfarrherren nicht. So finden sich in diesem Kanzelexemplar denn auch vielfältige Eintragungen der damaligen Pfarrerschaft. Entziffern lassen sich diese mit Tinte eingetragenen Predigtvorbereitungen nur noch teilweise. Ganz modern, fast wie auf Facebook oder Instagram, muten die «Fingerzeige» an den Texträndern an. Bei jeder wichtigen Stelle sind sie gedruckt; es sind sehr viele. Hier ist der Anfang des 4. Kapitels aus dem Lukasevangelium zu sehen.

Dass Schöffland schon bald nach der Reformation ausgerechnet eine Lutherbibel anschaffte, ist mehr als aussergewöhnlich. In Zürich war die Ausgabe Zwinglis und in Bern dann die Piscatorbibel offiziell im Gebrauch. Ob die Übersetzung Luthers gewählt wurde wegen ihres Bilderreichtums und der Kraft ihrer Worte? Oder ob man sich mit der Nutzung einer Lutherbibel für unabhängig und selbständig gegenüber Bern und Zürich hielt?

Das wissen wir nicht mehr, aber ab und an war und ist jemand Lutherisches in Schöffland tätig.

Die «Institutio» von Johannes Calvin, gedruckt 1637



Die «Institutio christianae religionis» ist das theologische Hauptwerk von Johannes Calvin. Es ist 1536 zum ersten Mal in Basel erschienen. In der endgültigen Fassung liegt der «Unterricht in der christlichen Religion», so der deutsche Titel, seit 1559 in vier Teilen mit insgesamt 80 Kapiteln vor. Für viele Reformierte, nicht nur in Europa, ist dieses Buch eines der grundlegenden Werke ihrer Tradition. In Schöffland gibt es ein Exemplar, das fast genau 100 Jahre nach der ersten Ausgabe in Genf gedruckt wurde. Papier war seinerzeit kostbar. Die Schrift ist winzig und eng, die Anmerkungen am Seitenrand sind noch kleiner gedruckt.

Die «Institutio» war anfänglich ziemlich kurz. Calvin orientierte sich zunächst noch stark an Luthers Kleinem Katechismus. Als Katechismus war das kleine Werk mit seinen

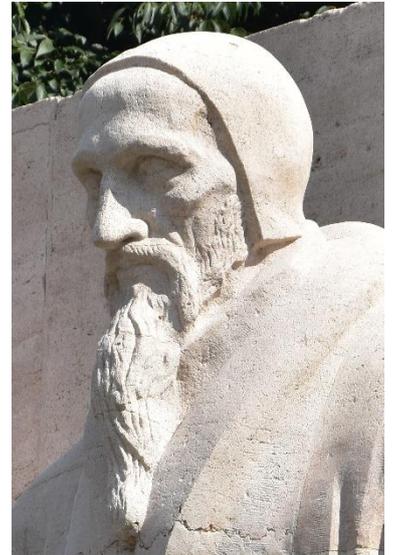
sechs Kapiteln ursprünglich auch gedacht; allerdings als ein Katechismus für die Gebildeten, weil das Büchlein nur auf Latein erschien. Wer es wohl in Schöffland ganz gelesen und studiert hat? Der zuweilen recht polemische Stil innerhalb der «Institutio» zeigt deutlich, dass es kein abgeklärtes Werk ist, sondern in den konfessionellen Auseinandersetzungen der damaligen Zeit entstand.

Bemerkenswert ist der Untertitel:

Quae ad superiores editiones hac postrema, omnium emendatissima locupletissimaque recens addita sunt, statimpost ipsius Authoris Praefationem ad Regem Christianissimum inserta ad Lectorem admonitio breviter indicat.

Die Leser werden zuerst auf die späteren Hinzufügungen hingewiesen. Vor allem aber wird die Schrift dem «allerchristlichsten König» gewidmet. Gemeint ist damit der französische Franz I., von dem Calvin vergeblich hoffte, dass er die reformatorischen Aktivitäten unter seine Schirmherrschaft nehmen würde – und dass dieser König es nicht unterliesse, wenigstens die ersten paar Seiten zu lesen.

Mit einer «Institutio» ist – schon in der Antike – eine pädagogische Unterweisung gemeint. Aber Calvin trägt auch dazu bei, den heute gebräuchlichen Begriff «Institution» einzuführen und die Kirche als Institution zu verstehen.



Unser ältestes Notenbuch

Entziffert man das stark abgenutzte Deckblatt, liest man Folgendes:

«Von mir geschriben Ulrich Leüdi von Schöffland, lobent gott mitt unserm gesang und mit Posunen Klang – Gott allein die Ehr im Jahr 1709 Baß und Tenorbuch. Den Tenor blaßt Melcher Leuti und den Baß Uli Leuti, beide Brüder von Schöffland.»



Das Notenbuch ist ein Unikat. Die Tinte der eckigen Notenschrift wird langsam blass, aber die Namen der Lieder sind noch fast alle zu erkennen. Manche müssen Lieblingslieder gewesen sein, jedenfalls tragen einige Choräle bunte Malereien wie hier die Blumenvase mit Glockenblumen. Jeweils auf den linken Seiten ist die Tenorstimme verzeichnet, jeweils rechts die Bassstimme. So werden Tenor und Bass jeweils nebeneinander gestanden haben.

Hans Suter schreibt dazu in der «Kirchengeschichte Schöffland von ihren Anfängen bis 1983»:

«Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden Bläser angestellt, die den Gemeindegesang zu begleiten hatten. Am 17. Dezember 1699 beispielsweise, ward vor einem Ehrsamem Chorgricht Ulimännli Lüti, des Melcherlies Sohn, anstatt des Haller Melchers, so wegen seines zahnlosen mauls nicht mehr den Tenor posaunen könnte, zu einem posunisten ernant.»

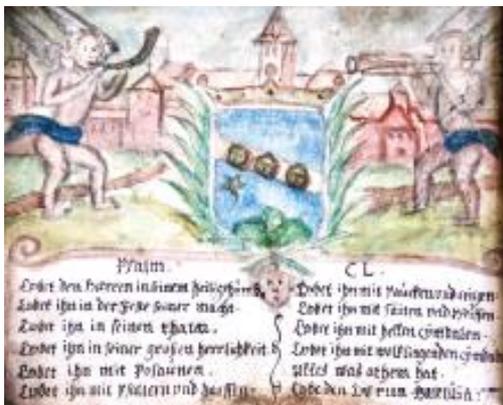
1713 fand es das Chorgericht nötig, für die Bläser ein Reglement aufzustellen. Danach sollte jeder pro Jahr 6 Gulden als Entschädigung erhalten, fehlte er aber ohne triftigen Grund, so wurden ihm vom genannten Lohn für jedes Fernbleiben 3 Kreuzer abgezogen.

Es wurde vierstimmig geblasen, denn wenige Jahrzehnte vorher waren die Choralsätze ‚modern‘ geworden, also so, wie wir sie heute noch kennen: alle 4 Stimmen schreiten miteinander im gleichen Rhythmus vorwärts. Ältere Sätze wiesen die Melodie oft dem Alt oder dem Tenor zu, liessen die Stimmen auch zu verschiedenen Zeiten einsetzen und eigneten sich daher wohl für einen Chor, nicht aber für die Gemeinde.

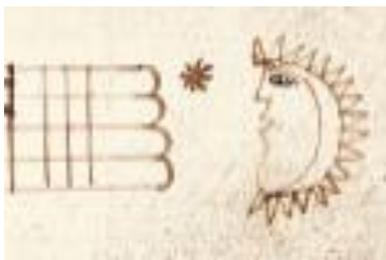
Ob die Instrumente immer von der Kirchgemeinde geliefert wurden, ist nicht sicher, es kam aber vor, denn unter dem 10. Brachmonat (Juni) 1714 lesen wir: «Dem Hans Jakob Hauri Baschmelchers Sohn von Hirstel übergäbe eine posaune zum Pass und sonsten zu gebrauchen, damit er sich üben und lehren könne.»

Ob er wohl auswendig, nach Gehör spielte oder das damals noch neue Notenbuch gebrauchte?

Illustriertes Notenbuch von 1726



In einem zweiten, reich illustrierten Notenbuch findet sich die Jahreszahl 1726. Jemand hat im 20. Jahrhundert, erkennbar an Kugelschreiber und Schriftart «1760» auf der Innenseite des Einbands vermerkt; diese Jahreszahl ist aber falsch.



Alle 150 Psalmen wurden offenbar ohne Ausnahmen gesungen und von den Bläsern begleitet. Hans Suter, ehemaliger Organist in unserer Kirchgemeinde, schreibt dazu: «Offensichtlich wählte der damalige Pfarrer nicht Lieder aus, die zu seiner Predigt passten, sondern liess das Notenbuch von vorn bis hinten durchsingen. So gab es keine ‚unbekannten‘ Lieder.»

Besonders prächtig ist der 150. Psalm illustriert, mit zwei wunderbaren Musikengeln. Aber beinahe auf jeder Seite, hinter jedem jeweils letzten Ton hat jemand noch etwas gezeichnet, hat jemand die Notenlinien fein verziert. Weinranken begegnen hinter der Melodie «Thu herr mein geschrey erhören». Es gibt u.a. farbige Blumen und Muster, ein kuriose Gesicht oder eine skeptisch dreinblickende Sonne beim Lied «Ein Kind geborn zu Bethlehem». Von der gegenüberliegenden Seite grüsst der Mond herüber.

Über «Abwege und Irrungen»

Unser Archiv birgt neben sehr alten Bibeln, Noten- und Gebetsbüchern auch einzelne Werke, die wahrscheinlich aufgrund bestimmter Vorlieben von Pfarrern (Frauen waren Anfang des 18. Jahrhunderts noch keine im Amt) in Schöffland angeschafft wurden.

Dazu gehört ein Buch mit dem barocken, d.h. sehr ausschweifenden Titel: «Die Abwege Oder Irrungen und Versuchungen gutwilliger und frommer Menschen, aus Beystimmung des gottseeligen Alterthums angemerket von Gottfried Arnold, Franckfurt bey Thomas Fritschen, 1708.»

Gottfried Arnold (1666-1714) war ein deutscher, pietistischer Theologe, der vor allem als Verfasser der «Unparteyischen Kirchen- und Ketzer-Historie» berühmt geworden ist.

Arnold arbeitete als Hauslehrer und kam in Quedlinburg (Sachsen-Anhalt) mit einer mystisch-spiritualistischen Frömmigkeit in Kontakt. Er verzichtete deshalb zunächst auf die Übernahme eines Pfarramtes und die Ehe und widmete sich ganz der theologischen Schriftstellerei.

1697 wurde er Professor für Geschichte in Giessen, legte aber sein Amt 1698 bereits wieder nieder.

1701 löste Arnold erhebliche Irritationen unter seinen radikal-pietistischen Gesinnungsgenossen aus: Er gab die von ihm hoch gepriesene Ehelosigkeit auf und heiratete. 1704 wurde ihm eine Tochter geboren.

Auch in anderen Hinsichten ermässigte er seine radikalen Positionen etwas, verweigerte aber z.B. einen Eid, was zu jahrelangen Streitigkeiten führte.

Zuletzt wirkte er in Perleberg (Brandenburg) und starb 1714, von Skorbut geschwächt. Es geschah wenige Tage, nachdem Rekrutenwerber des Preussenkönigs Friedrich Wilhelm I. seinen Pfingstgottesdienst gestürmt und



junge Männer beim Abendmahl vom Altar weggerissen hatten, um sie zum Kriegsdienst zu zwingen.

Arnold ging auf Distanz zu Kirche und Welt, weil er beide einem unaufhalt-samen Verfall ausgesetzt sah. Stattdessen predigte er die individuelle Wie-dergeburt und die gefühlsmässige Vereinigung mit Gott, versuchte ein from-mes Leben nach gewissen urchristlichen Massstäben zu initiieren und kämpfte um innere Freiheit von allen theologischen, kirchlichen und politi-schen Zwängen.

Welcher Schöffler Pfarrer wohl von seinen Positionen so begeistert war, dass er ein Buch des radikalen Pietisten anschaffte?

Unsere Altarbibel

Jeweils zu den Gottesdiensten legt unser Sigrist oder unsere Sigristin unsere zweitälteste Lutherbibel auf. Sie wurde 1678 in Basel gedruckt und von Johann Rudolph und Ludwig König verlegt. Schöffland hatte also eine jahrhundertelange, spezielle Vorliebe für die Lutherbibel, während in Zürich die Ausgabe Zwinglis und in Bern die Piscatorbibel die offiziell ge-



bräuchlichen Bibeln waren. Nach dem Brand der Kirche von 1683 wurde nicht nur grösser, breiter und heller gebaut, sondern auch diese neue Bibel angeschafft. Sie zeigt starke Gebrauchsspuren und wurde 1971 grundlegend restauriert.

Sie enthält nicht nur den Bibeltext in der Übersetzung Martin Luthers, sondern zusätzlich entscheidende Lese- und Verständnishilfen, auf die der jeweilige Pfarrer vor dem Zeitalter des Internets angewiesen war. So lautet der informative, barock-ausführliche Untertitel, übertragen in unser gegenwärtiges Deutsch: «Mit nützlichen Summarien über alle Kapitel und ordentlicher Absetzung der Versikeln, Vorreden, Konkordanzen, Chronologien, auch unterschiedlichen Registern der Historien und Hauptlehren samt Erklärung der

fremden Sprachennamen, verbessert und mit einer leserlichen, groben Schrift verziert.»

Zusammenfassungen, Übersichten, Stichwortverzeichnisse und historische Überblicke waren vor Wikipedia & Co. eine grosse Hilfe beim Bibelstudium. Besonders angepriesen wird auch die übersichtliche Druckweise, die der Lesbarkeit und wohl auch dem Hörerlebnis der Gemeinde sehr zugute gekommen ist.

Luther hatte ausserdem das Alte und das Neue Testament je mit einer einführnden Vorrede versehen.

Die Widmung lautet: «Gott zu Ehren und allen Liebhabern der Heiligen Schrift zu nützlichem Gebrauch». Drei Engel im Stil der Zeit umrahmen den zeitlos-aktuellen, lateinischen Leitspruch zum Umgang mit der Bibel: SCRUTAMINI SCRIPTURAS, zu deutsch: Lasst uns die Schrift erforschen.

Berner Liturgie von 1761



Im 18. Jahrhundert gehörte Schöffland zum Berner Untertanengebiet. Daher mussten die «Gebäthe bey dem öffentlichen Gottesdienst der Kirche zu Bern» in jedem Gottesdienst gelesen und gebetet werden. Die Verpflichtung dazu wird gleich im Vorwort unmissverständlich klar gemacht. Dort heisst es:

«Zugleich allen Unseren Kirchen-Dienere[n] Unserer Teutschen Städten und Landen auftragen und befehlen wollen, gegenwärtige Liturgie bey dem öffentlichen Gottesdienst zu gebrauchen, derselben genau zu folgen, und sie mit keinem Wort zu vermehren noch zu vermindern, sondern in allwege buchstäblich darbey zu verbleiben; Dessen Wir Uns zu allen Unseren lieben und getreuen Predigere[n] und Kirchen-Dienere[n] bestens versehen, auch allen Unseren Amtleuten hiemit alles Ernsts anbefehlen, die geflissene Aufsicht zu halten, daß Unserem Willen hierinn

genau nachgelebt werde. Geben in Unserer Grossen Raths-Versammlung den 9. Sept. 1761. Kanzley Bern.»

Es versteht sich von selbst, dass dieses Gebetbuch sehr deutliche Gebrauchsspuren zeigt. Ausserdem ist es rückblickend eine interessante Vorstellung, dass damals überall zur gleichen Zeit die gleichen Texte am Sonntagmorgen gelesen und gebetet wurden.

Welchem Wandel die Gebete im Laufe der Zeit unterliegen, kann man am besten am Unser Vater nachvollziehen.

Damals beteten sie:

Unser Vater, der Du bist in den Himlen. Geheiligt werde Dein Namen. Zukomme Dein Reich. Dein Willen geschehe auf Erden, wie im Himmel. Gib uns heut unser täglich Brod, und vergieb uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldneren. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn Dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen.

Im Gesangbuch der evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz von 1952 heisst es knapp 200 Jahre später:

Unser Vater, der du bist in dem Himmel!

Dein Name werde geheiligt.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Gib uns heute unser tägliches Brot. Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldneren.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Heute beten wir im gesamten deutschsprachigen Raum die ökumenische Fassung, die 1968 erarbeitet wurde. Die Umstellung auf den angepassten Text ist damals nicht allen leicht gefallen.

Die einzig verbliebene reformierte Besonderheit ist gleich am Anfang zu entdecken. Da heisst es bei uns «Unser Vater», in allen anderen deutschsprachigen Kirchen beginnt das Gebet mit «Vater unser».

Unser Vater im Himmel
Geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute.
Und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn dein ist das Reich
und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Amen.

Der Statt Bern Chorgerichts-Satzung von 1743



In unserem Archiv sind nicht nur Bibeln und Gesangbücher zu finden, sondern auch juristische Werke. Seit der Reformation gab es sogenannte Sittengerichte. Sie wurden von den Pfarrern und der weltlichen Obrigkeit als Nachfolger der vorreformatorischen bischöflichen Ehegerichte eingeführt.

Bald übernahmen sie auch die Aufgabe, die Einhaltung der Sitte und kirchenrechtliche Verordnungen durch die Kirchengenossen zu überwachen. Das Sittengericht wurde in der Deutschschweiz unterschiedlich bezeichnet: In Zürich, Schaffhausen, St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden hiess es Ehegericht, in Basel Bann und in Bern Chorgericht. In der reformierten, französischsprachigen Schweiz wurde es consistoire genannt.

Da Schöffland Bern untertan war, heisst das Büchlein bei uns folglich und mit vollem, barocken Titel «Der Statt Bern Chorgerichts-Satzung, um Ehe-Sachen: Hurey und Ehe-Bruch-Straff: Anstellung und Erhaltung Christlicher Zucht und Ehrbarkeit, und was zu derselben gehörig. Zu Statt und Land zu gebrauchen. Bern, in Hoch-Oberkeitlicher Truckerey, Anno 1743.» Gericht gehalten wurde sonntags nach dem Gottesdienst im Chor der Kirche. Deshalb passt die Bezeichnung Chorgericht.

Das erste Ehegericht wurde 1525 in Zürich eingerichtet. Es setzte sich aus zwei Pfarrern und je zwei Mitgliedern des Grossen und Kleinen Rats zusammen. Die starke Vertretung von Laien und die Tatsache, dass Berufungen an den Kleinen Rat zu richten waren, illustrieren die ausgeprägte Dominanz der weltlichen Obrigkeit über dieses Gerichtsgremium.

Die Menschen wurden aus zahlreichen Gründen vor das Chorgericht zitiert, unter anderem wegen Verstosses gegen die Sonntagsheiligung, wegen Trunksucht, Tanz, Unzucht und Ehebruch. Auch für Häresie und gelegentlich für Hexerei war das Chorgericht zuständig. Die Sittengerichtsordnungen sahen als Strafen Zurechtweisung, Ausschluss vom Abendmahl, Geldbussen, Gefängnis, Verbannung und sogar die Todesstrafe vor. Im 18. Jahrhundert wurden die Strafen offenbar gemildert, weil die Bevölkerung nicht mehr bereit war, die ständige Überwachung und erniedrigende Strafen hinzunehmen.

1798 wurden die unbeliebten Sittengerichte in der Regel abgeschafft. In Bern jedoch spielten sie bis zur Schaffung der Einwohnergemeinden 1831 eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Auf der nächsten Gemeindeseite folgen Beispiele für einzelne Vergehen und Strafen.

Die Chorgerichtssatzung von 1743 – 2. Teil



Die in der letzten Gemeindeseite beschriebene Chorgerichtssatzung ist



verfasst «in dem Absehen, damit der Seegen deß Allerhöchsten hen, und über dieselbige gezogen, dessen Einwohner zu wahrer Forcht Gottes, und Ausübung Christlichen Lebens und Wandels, je mehr und mehr verleitet werden.» (Seite 6, Ende des Vorwortes)



Zuerst werden Ehefragen geregelt, die zeigen, wie sehr sich die Zeiten gewandelt haben. Das «Meitlein» müsse mindestens 14 Jahre, der «Knab» 16 Jahre alt sein. Sind die beiden jünger, gilt die Ehe nicht! (S. 11-12)

Um der Inzucht in den Familien vorzubeugen, wird an alle möglichen Konstellationen gedacht und man muss befürchten, dass auch alles irgendwann einmal vorgekommen ist. Sonst hätte man es wahrscheinlich nicht in die Satzung aufgenommen. So darf der Knabe u.a. nicht seine Grossmutter, das Mädchen u.a. nicht seinen Stiefvater heiraten. (S. 18-19)

Witwen und Witwer müssen mindestens ein Jahr bis zur Wiederverheiratung warten und die Ehe mit römisch-katholischen «Weibern»

wird gänzlich und sehr grob untersagt. Ansonsten wurde das gesamte Hab und Gut konfisziert und die betreffende Person ausserdem enterbt. (S. 23-24)

Versäumt jemand den Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen, wird er zuerst «in Freundlichkeit und Liebe erinnert» (S. 74), bei mehrmaligen Vorkommnissen aber bald einmal mit einer Geldstrafe gebüsst. Zur Taufe Neugeborener wird festgesetzt: «Da soll niemand seine Kind, sie seyen Ehelich oder Unehelich, in den Stätten über acht, und auf der Landschaft über vierzehn Tag ungetauft lassen ... wo nicht, die Ubertretter um zehen Pfund gestrafft werden.» (S. 80)

Kleiderfragen werden speziell beim Abendmahl verhandelt: «Es will sich auch nicht gebühren, zu Geniessung der Heil. Sacramenten, mit üppiger,

prächtiger und leichtfertiger, sondern in ehrbarer, anständiger, und Unseren Ordnungen gemessener Kleidung für deß Herrn Angesicht zu treten.» (S. 83-84)

Kommt man von auswärts und möchte an einem Abendmahlsgottesdienst teilnehmen, geht dem eine Prüfung im Pfarrhaus voraus. «Fremde und unbekante Persohnen aber ... sollen allwegen vierzehnen Tag zuvor bey dem Predicanten deß Orths sich angeben, und examinieren lassen, ob sie gnugsame Erkenntnuß haben, und wo sie fernere Unterweisung vonnöthen hätten, sollen sie hierzu gebührend vorbereitet werden.»

Dass die heutigen Zeiten nicht mehr die alten, sondern ganz andere sind, erfüllt mich mit wachsender Dankbarkeit, je länger ich mich in die Rechtstexte vertiefe. Stellvertretend für viele Regeln, die sich geändert haben, sei die Abschaffung der Todesstrafe genannt.

Gebetbuch von 1761

Die Berner Obrigkeit regelte seinerzeit nicht nur das Chorgericht, sondern erliess auch genaue Anweisungen für die Liturgie im Gottesdienst. Davon kündigt das sehr abgegriffene, stark benutzte Gebetbuch, das in unserem Archiv zu finden ist. Es enthält alle «Gebähte bey dem öffentlichen Gottesdienst der Kirche zu BERN. Cum Gratia & Privilegio Magistratus Bernensis. Bern, In Hoch-Obrigkeithlicher Druckerey, 1761».



Die Trennung von Kirche und Staat folgte erst im 19. Jahrhundert. Zuvor und seit dem Reformationsmandat von 1528 war die weltliche Obrigkeit u.a. auch für den Gottesdienst verantwortlich.

Deshalb war dieses Gebetbuch kein Vorschlag oder eine Ideensammlung von «Schultheiß, Klein und Grosse Räth der Stadt Bern», sondern den Texten war «genau zu folgen». Es war streng geboten, «sie mit keinem Wort zu vermehren noch zu verminderen, sondern in allwege buchstäblich darbey zu

verbleiben ... daß Unserem Willen hierinn genau nachgelebt werde.» (Vorwort)

Das Buch enthält Gebete für Sonn- und Werktagsgottesdienste, jeweils vor und nach der Predigt, dazu Gebete für alle hohen Festtage, für Taufen und Abendmahl, für Trauungen und natürlich die «Leich-Gebätt». Letztere wurden viel gebraucht, die Seiten sind fast bis zur Unleserlichkeit mit Tinte verschmiert. Bei der Taufe fehlt gar eine Seite. Die Gebete sind für heutige Verhältnisse sehr ausführlich; hier kann nur ein Ausschnitt vom Pfingst-Gebätt wiedergegeben werden, das exemplarisch für die Art der obrigkeitlich vorgeschriebenen Gebete steht:

«Ewiger GOTT, getreuer und barmherziger Vatter!

Wir sagen Dir billich von Herzen Lob und Dank, daß Du Deinen eingebornen Sohn nicht nur zur rechten Hand Deiner Kraft erhöhst, sondern Ihm auch Gaben gegeben hast, uns Menschen mitzuthemen, nemlich die Gaben deß heiligen Geistes, durch welchen wir nach Deinem Ebenbild können erneuert und tüchtig gemacht werden, zum Erbtheil der Heiligen im Liecht.

Diesen Geist hast Du, o Herr Jesu! Am ersten Pfingst-Tag deß Neuen Testaments, über Deine Jünger und Apostel so reichlich ausgegossen, daß sie, durch seine Kraft, den Glanz Deines heiligen Evangeliums in aller Welt ausgebreitet haben. ...

Salbe mit diesem Geist auch unsere werthe Landes-Obrigkeit, kröne alle Ihre gottsförchtige Anschläge mit einem reichen Einfluß Deines Segens von oben, damit Stadt und Land, unter Ihrer Regierung, in erwünschtem Frieden blühen, und unsere Kirche, unter Ihrer Sorge, eine Wohnung GOTTes werde.

...

Du kennest, o Göttlicher Heiland! Alle diejenigen unter uns, die den heilsamen Ueberzeugungen Deines Geistes biß dahin widerstebet, und die Strahlen deß Liechts gedämpft haben, die Er in ihr finsternes Herz hat fallen lassen.

Ach, HErr JESu! fahre fort, an diesen untreuen Seelen zu arbeiten, und sie, durch die heilsame Zucht Deines Geistes, zu bewegen, daß sie sich Dir ganz ergeben, und sich aus dem unseligen Reich der Finsternuß, in dein seligen Gnaden-Reich versetzen lassen.»

(S. 193-202 in Auszügen)

Gebetbuch aus dem 18. Jahrhundert

«Kurze Anweisung, wie man den heiligen Sonntag feyerlich begehen solle.

Liebster Christ! wenn du am Sonntag Morgens von deinem Bett aufgestanden bist, so hebe vor allen Dingen deine Augen, Herz und Hände auf zu Gott in dem Himmel, Ps. 121,1. Und danke Gott, daß er dich wiederum einen Sonntag hat erleben lassen, daß du von deiner Arbeit ruhen kannst, darum gedenke heut des Sabbaths, daß du ihn heiligest, 2B. Mose 20, 8. Mache es nicht als wie die Welt-Menschen, die in der Wochen früh aufstehen, und den Leib versorgen, am Sonntag aber lang schlafen, und die Seele unversorget lassen. Fürwahr, das kann Gott nicht gefallen, dann er spricht: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch das andere alles zufallen, Matth. 6, 33. ...



Joseph Schaitberger

Halte dich auch mäßig in Essen und Trinken, damit du nicht untüchtig seyest deinem Gottesdienst beyzuwohnen, Eph. 5, 18. ... Prange nicht mit deinen, Kleidern, schlafe auch nicht unter der Predigt, denn Gott kann solche Dinge nicht leiden ...» (S. 509f).

Dieses Zitat stammt nicht aus einer obrigkeitlichen Schrift aus Bern wie die bisherigen Beispiele, sondern von Joseph Schaitberger (1658-1733), einem evangelischen Glaubenskämpfer und Bergmann, dessen Sammlung von Sendbriefen und Gebeten in unserem Archiv zu finden ist.

Joseph Schaitberger wurde 1686 als Ketzer aus Österreich weggewiesen und kam nach Nürnberg. Dort verfasste er sogenannte evangelische Sendbriefe, die vor allem an seine lutherischen Landsleute und Glaubensbrüder am Dürrenberg, im damals salzburgischen Defreggertal und an die im Exil lebenden Salzburger gerichtet waren. Die erste Ausgabe seines Werkes erschien nach 1710 und fand im süddeutschen Raum große Verbreitung, gelangte irgendwann einmal auch nach Schöffland.

Das Exulantenlied von Joseph Schaitberger

Joseph Schaitberger, vorgestellt auf der letzten Gemeindeseite, wurde zu einem geistigen und geistlichen Anführer für Flüchtlinge und Emigranten. 26'000 Menschen aus Salzburg liessen sich nicht zum katholischen Glauben zwingen, sondern wanderten nach Ostpreussen aus. Er schrieb ihnen ein Trostlied (dieses Exulantenlied befindet sich bei uns im Archiv), das sie auf ihrer weiten Flucht begleitete und ermutigte:



Joseph Schaitberger

«Ich bin ein armer Exulant, also muss ich mich schreiben.
Man tut mich aus dem Vaterland um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiss ich wohl, Herr Jesu mein, es ist dir auch so gegangen.
Jetzt soll ich dein Nachfolger sein;
mach´s Herr, nach deinem Verlangen.

Ein Pilgrim bin ich auch nunmehr, muss reisen fremde Strassen,
drum bitt ich dich, mein Gott und Herr, du wollst mich nicht verlassen.

Ach steh mir bei, du starker Gott, dir hab ich mich ergeben,
verlass mich nicht in meiner Not, wann´s kosten soll mein Leben.

Den Glauben hab ich frei bekennt, des darf ich mich nicht schämen.
Ob man mich einen Ketzer nennt und tut mir´s Leben nehmen.

Ketten und Banden war mir eine Ehr, um Jesu Willen zu dulden,
denn dieses macht die Glaubenslehr und nicht mein bös Verschulden.

Ob mir der Satan und die Welt all mein Vermögen rauben,
wenn ich nur diesen Schatz behalt: Gott und den rechten Glauben.

Herr, wie du willst, ich geb mich drein, bei dir will ich verbleiben.
Ich will mich gern dem Willen dein geduldig unterschreiben.

Muss ich gleich in das Elend fort, so will ich mich nicht wehren,
ich hoffe doch, Gott wird mir dort auch gute Freund bescheren.

Nun will ich fort in Gottes Nam´ - alles ist mir genommen,
Doch weiss ich schon, die Himmelskron werd ich einmal bekommen.

So geh ich heut von meinem Haus, die Kinder muss ich lassen.
Mein Gott, das treibt mir Tränen aus, zu wandern fremde Strassen.

Ach führ mich Gott in eine Stadt, wo ich dein Wort kann haben,
damit will ich mich früh und spat in meinem Herzen laben.

Soll ich in diesem Jammertal noch lang in Armut leben,
Gott wird mir dort im Himmelssaal eine bessere Wohnung geben.

Wer dieses Liedlein hat gemacht, der wird hier nicht genennet,
des Papstes Lehr hat er veracht und Christus frei bekennet.»

Die 14 Strophen dieses Liedes haben leider nichts an Aktualität eingebüsst, abgesehen vom letzten Vers. Christen leiden unter grausamer Verfolgung; aber dank der ökumenischen Bewegung nicht evangelische durch katholische Geschwister.

Gesangbücher aus dem 19. Jahrhundert

Unsere Vorfahren nahmen ihr eigenes Gesangbuch mit, wenn sie zur Predigt gingen. Man bekam es meist zur Konfirmation geschenkt. Der Einband war entweder sehr schlicht aus schwarzem Leder oder aufwändig, direkt prunkvoll gestaltet.



In unserem Archiv haben wir drei Gesangbücher aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die einen Einband aus dunkelblauem Samt haben, Goldschnitt und einen edlen Verschluss. Zeige ich Kindern und Jugendlichen unsere Schätze aus dem Archiv, sind sie von diesen vornehmen, kleinen Büchlein immer besonders begeistert.

Auf der ersten Innenseite haben sie jeweils ein Andachtsbild, einen Stich im Stil der Zeit, gedruckt mit der entsprechenden Bibelstelle.



Dabei wurde um diese Gesangbücher ziemlich gestritten. Sie waren selbstverständlich von Kanton zu Kanton verschieden und die Einigungsbemühungen sehr zäh und immer nur von Teilerfolgen gekrönt.

Thomas Wilhelmi schreibt:

«Zu Beginn des Jahres 1882 erschien der erste Entwurf zum «Gesangbuch für die evangelische Kirche der deutschen Schweiz». Dieser Proband enthielt 450 Lieder ohne Melodien. Bis zum Jahresende gingen über dreissig Stellungnahmen ein, die in der Folge sehr gewissenhaft verarbeitet wurden.

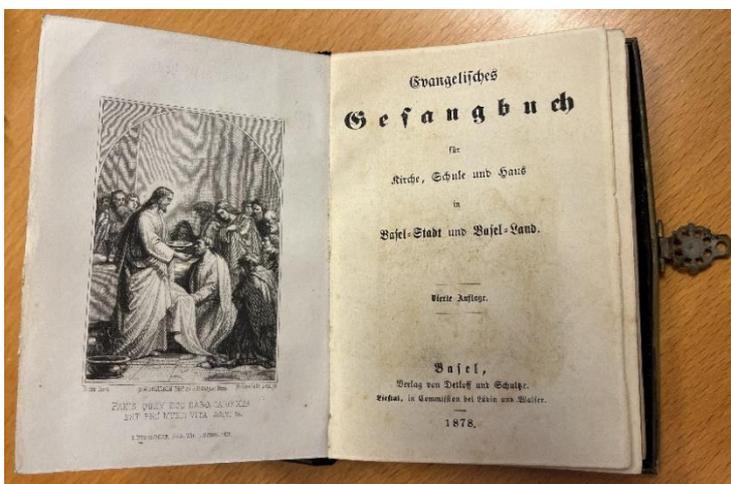
1885 wurde der nach Text und auch Melodie bereinigte Entwurf den kantonalen Kirchenbehörden zur Einsicht vorgelegt. Deren Beurteilung war so günstig, dass Ende 1886 das vollständige Gesangbuch mit Text und Noten als Probedruck für eine letzte Prüfung herausgegeben werden konnte. Im Vorwort dieses Entwurfes legte Heinrich Weber dar, dass die Liedauswahl unter weitestgehender Berücksichtigung der kantonalen Gesangbücher und Wünsche getroffen wurde.

An diesem «Gesangbuch für die Evangelisch-reformierte Kirche der deutschen Schweiz», das die Zürcher Synode bereits am 3. Dezember 1889 einstimmig angenommen hatte, waren freilich nicht alle Kantonalkirchen beteiligt. St. Gallen, Appenzell-Ausserrhoden und der Thurgau erarbeiteten sich ein eigenes Gesangbuch und lehnten die Annahme des 'achtörtigen' ab.»

So waren diese Gesangbücher nicht unbedingt eine Anschaffung fürs Leben, sondern mussten ausgetauscht werden, wenn man in einen anderen Kanton zog oder vor Ort nach kurzer Zeit ein neues Gesangbuch erschien.

Basler Gesangbuch von 1878

Unser altes Basler Gesangbuch im Archiv ist ein besonderes, weil es sich stark an süddeutschen Gesangbuch-ausga-



ben orientiert und weil es für aussergewöhnlich viel Streit sorgte.



Der Kirchenmusiker und Liturgiewissenschaftler Andreas Marti schreibt: «Das Basler Gesangbuch, erschienen 1854, verzichtet fast gänzlich auf die Psalmen und orientiert sich sowohl am Württemberger Gesangbuch von 1841 als auch an dem vor allem auf dem Lande immer noch gebräuchlichen Buch von 1743. Das bedeutet, dass die deutsche Kirchenliedtradition breiten Raum erhielt. Geschaffen wurde das Buch zunächst für Basel-Stadt, doch schloss sich Basel-Landschaft an. Das hatte zur Folge, dass im Unterschied zum Basler Gesangbuch von 1809 die Lieder – entsprechend der Praxis auf der Landschaft – im vierstimmigen Satz wiedergegeben wurden, und zwar erstmals nicht mehr in Einzelstimmen, sondern in Partitur.»

In der Deutschschweiz war man gleichzeitig sehr emsig mit einer Gesangbuchausgabe für alle deutschsprachigen Kantonalkirchen befasst. Ein Gesangbuch für alle Kantone war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht möglich, aber immerhin ein sogenanntes «achtörtiges». Die Hintergründe des Streits mit Basel-Stadt und -Land beleuchtet Thomas Wilhelmi, Germanist und Philologe: «In Basel war von allem Anfang an wenig Interesse an dem neuen achtörtigen Gesangbuch zu spüren. Der anfängliche passive Widerstand verkehrte sich gegen Ende der achtziger Jahre in einen aktiven. In der Synode vom 5. Juni 1890 musste Theodor Barth den Gesangbuchentwurf mit Umsicht verteidigen:

‘Dass diese Frage viele Gemüther bewegt und erregt, ist sehr begreiflich. Es wäre kein gutes Zeichen, ein Zeichen von Gleichgültigkeit, wenn es nicht so wäre.’

Barth weist auf die vielen Vorzüge des neuen Gesangbuches hin. Es enthalte mindestens 65-70 treffliche Lieder, die im Basler Gesangbuch von 1854 nicht enthalten seien. Den Gegnern gab er zu bedenken: ‘Sehr oft können Sie im neuen Buch dem Basler Tonsatz und der Basler Textredaktion begegnen. Sollen wir nun gegenüber dem Gericht, zu dem unser Gesangbuch so viele und treffliche Ingredientien geliefert hat, uns so verhalten, dass wir sagen: Wir rühren's nicht an, bis alle Andern – auch sogar die, die nicht mitgekocht haben, – davon essen?’

In den Jahren 1889 bis 1891 erschienen in Basel zahlreiche Zeitungsartikel und auch Streitschriften in Form von Broschüren; vor allem Pfarrer und Organisten meldeten sich in engagierter Weise zu Wort. Anonym erschien zu Beginn des Jahres 1891 ‘Ein Wort für unser bisheriges Gesangbuch’, verfasst im Hinblick auf die ausserordentliche Synode vom 8. Januar 1891. ‘Wer nur irgendwie Sinn für geistliche Poesie und Kirchenmusik hat, wird unserem

bisherigen Basler Gesangbuch unbedingt Vorzug einräumen müssen.' Basel sei 'mit dem Vorzüglichsten, was das uns so nahe Deutschland an Kirchenliedern hervorgebracht hat, in Fühlung geblieben.' Im weitern wird den Synodalen zugerufen:

'Sollte nicht auch die Dankbarkeit gegen die so verdienstvollen Bearbeiter unseres Gesangbuches uns von solch einem verhängnisvollen Schritte zurückhalten?' Es fehlt auch nicht der Hinweis auf die Nachteile der Zentralisation: 'Ja, Centralisation ist allerdings das Loosungswort der heutigen Zeit. Vorab sind die kirchlichen Unterschiede in der protestantischen Schweiz so bedeutend und sie beruhen zum Theil so sehr auf tiefgewurzelten nationalen und lokalen Eigenthümlichkeiten und Unterschieden, dass eine solche Gemeinsamkeit gegenstandslos, unthunlich, ja unmöglich, unnöthig und unnatürlich ist.' (Alle Zitate sind in damaliger Rechtschreibung wiedergegeben.)

Es half alles nichts. Die Synode der baselstädtischen Kirche entschied sich am 8. Januar 1891 für die Einführung des neuen Gesangbuches. Am 26. Januar 1891 stimmte auch der Grosse Rat des Kantons Basel-Stadt der Einführung zu.»

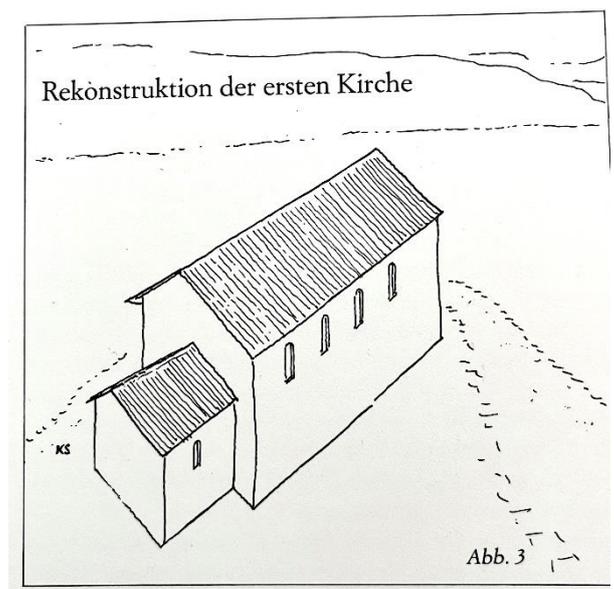
So ist unser Basler Gesangbuch von 1878 ein selteneres als die anderen, da es nur sehr kurze Zeit in Gebrauch war.

Die Ausgrabungen im 20. Jahrhundert

Zweimal hat man im vergangenen Jahrhundert in Schöffland gegraben. Zuvor wusste man nichts über eventuelle Vorgängerbauten unserer Kirche.

Das erste Mal grub man 1921 im Chor der Kirche und glaubte, auf die Grundmauern eines älteren Turmes gestossen zu sein.

Gross war dann das Erstaunen bei der umfassenden Ausgrabung 1964, als insgesamt fünf Vorgängerstadien des gotischen Kirchenbaus zum Vorschein kamen, dazu noch mit sehr alten Gräbern aus der Zeit des ersten Kirchenbaus.

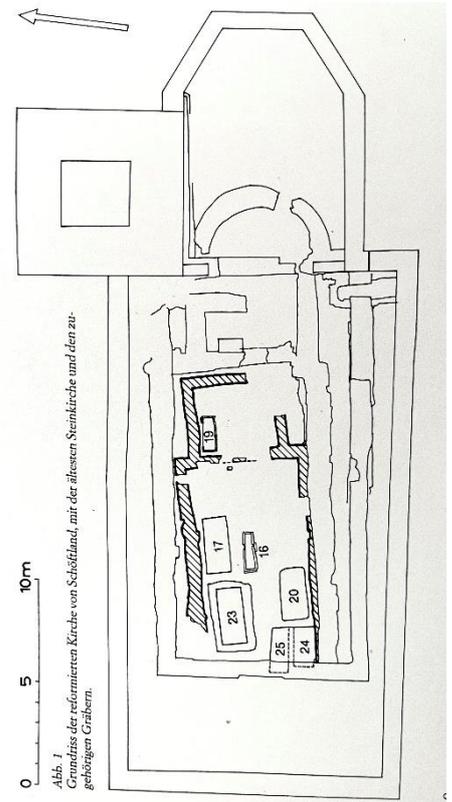


Erste Kirche aussen

In Schöffland hat am heutigen Ort eine der ältesten Kirchen der Region gestanden. Von dieser ersten Kirche aus der Mitte des 7. Jahrhunderts sind Mauerreste der Fundamente von einem halben Meter Dicke entdeckt worden. Die Kirche bestand aus einem recht-eckigen kleinen Schiff und einem angebauten ebenfalls recht-eckigen Chor. Ob die dar-auf gebaute Kirche aus Stein oder aus Fachwerk bestand, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Auf jeden Fall war es ein schlichtes Bauwerk, wie die Abbildung zeigt. Die Grabung ergab keine Spuren von Einbauten (Altar, Schranken usw.). Dafür kam vieles andere ans Tageslicht.

Der spektakulärste Fund waren die Gräber von sehr reichen Adligen aus dem 7. Jahrhundert. Aufgrund dieser Gräber kann vermutet werden, dass es sich bei der ersten Kirche um eine sogenannte Eigenkirche einer reichen, adligen Familie aus der regionalen Oberschicht handelte. Die im 6. Jahrhundert in unsere Gegend eingewanderten Alemannen wurden bald aus politischen Gründen Christen und ließen als Zeichen dafür auf ihrem Land private Kirchen erbauen, so auch in Zofingen und vermutlich auch bei der kürzlich ausgegrabenen Kirche in der Aarauer Telli. Diese Kirchen dienten neben dem Gottesdienst und der Fürbitte für die Grundherren auch als Begräbnisort der herrschaftlichen Familien.

Davon wird in den kommenden Monaten berichtet.



Grundrisse

Wenn Gräber vom Leben erzählen

In den sieben Gräbern, die dem ersten Kirchbau im 7. Jahrhundert eindeutig zugeordnet werden können, wurden ganz offensichtlich Angehörige des lokalen Adels bestattet. Diese Oberschicht, zu der wohl kaum 5% der damaligen Bevölkerung zu rechnen sind, liess sich statt auf dem allgemeinen Friedhof mit Vorliebe innerhalb der Kirchen beisetzen.

Viel wissen wir nicht. Ob die Toten einer oder mehreren Familien angehörten, ist unbekannt. Nicht überliefert ist zudem, wie gross ihr Herrschaftsgebiet bzw. ihr Grundbesitz war. Die nächstgelegenen, vergleichbaren Gräber sind in der Stadtkirche Zofingen zu finden.

In drei der sieben Gräber fanden sich Grabbeigaben, die zu jener Zeit erwartet, erwünscht und geboten waren. In einem Plattengrab fand man die sterblichen Überreste einer ca. 16-20jährigen Frau und diejenigen einer später verstorbenen, ca. 55-60jährigen Frau.

Der jungen Frau gab man u.a. ihre durchaus schon abgenutzten Schuhbeschläge (2) aus Bronze mit. Ausserdem fand man ihre Wadenbindengarnitur

Ausgrabungen in der Kirche 1964 mit den älteren Kirchgrundrissen und den frühmittelalterlichen Gräbern.

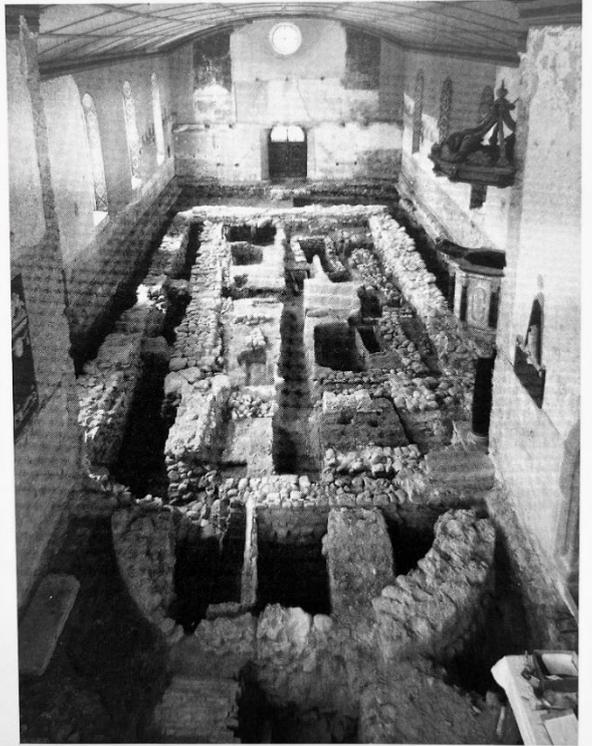


Foto (1): © Béla A. Polyvás



Foto (2): © Béla A. Polyvás



Foto (3): © Béla A. Polyvás

(3) mit starken Gebrauchsspuren, ebenfalls aus Bronze gefertigt und mit einem Zickzackband verziert. Drittens konnte ein kleines Kreuz (1) mit vier Nieten zutage gefördert werden, dass die Frau wahrscheinlich an ihrem Gürtel trug.

Diese Dokumentation wird laufend ergänzt.

Bei Fragen und für Auskünfte wenden Sie sich gerne an:

Reformierte Kirche Schöffland
Sekretariat / Anita Morgenthaler
Bahnhofstrasse 1
5040 Schöffland
062 721 65 85
sekretariat@kirche-schoeftland.ch
www.kirche-schoeftland.ch

Text von Dörte Gebhard und alle Bilder von Ruedi & Dörte Gebhard
und Wappen aus wikimedia.org

Stand: 30. März 2024